

Biblioteka
Toruń
U. M. K.

205637

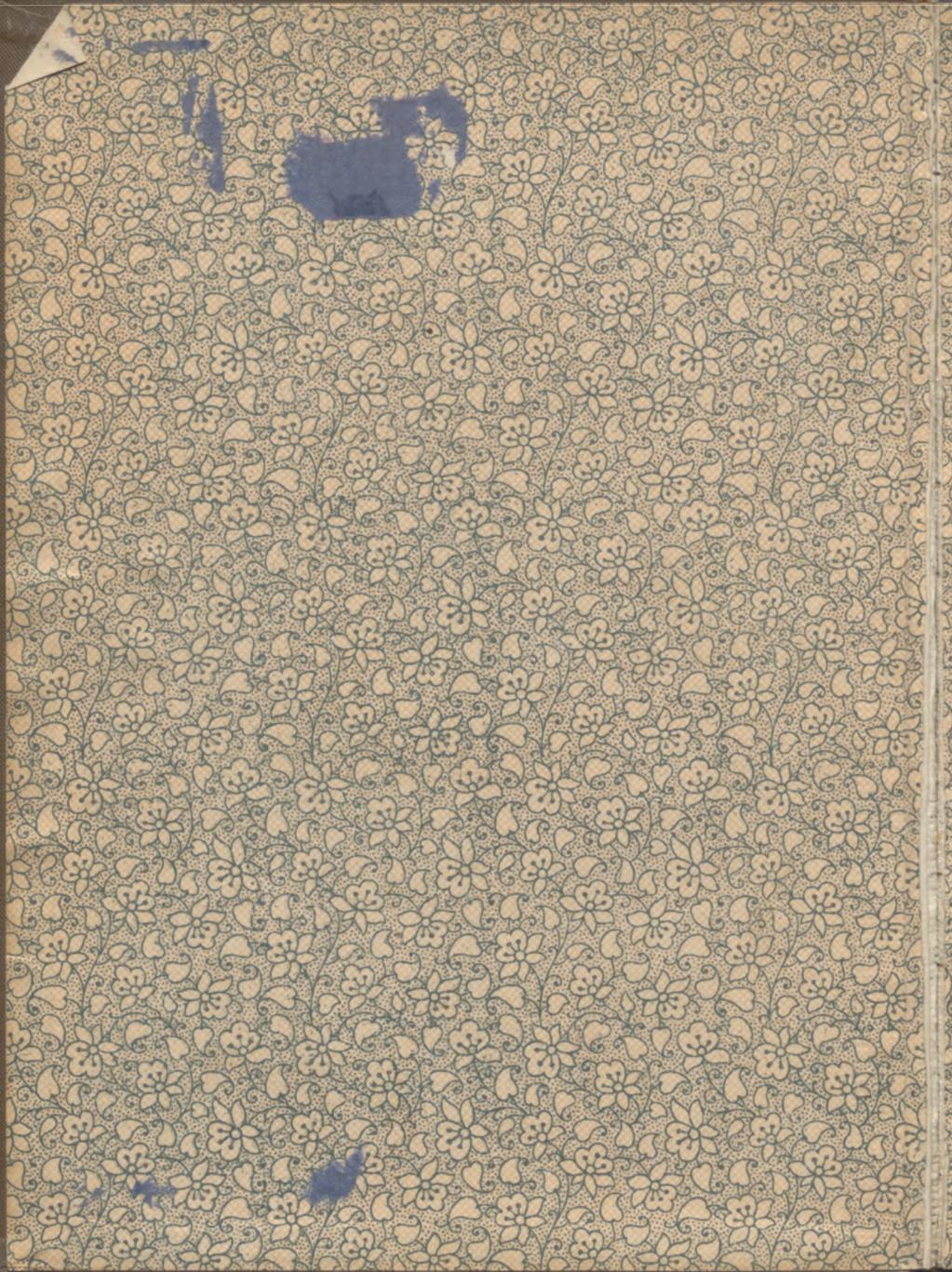
II

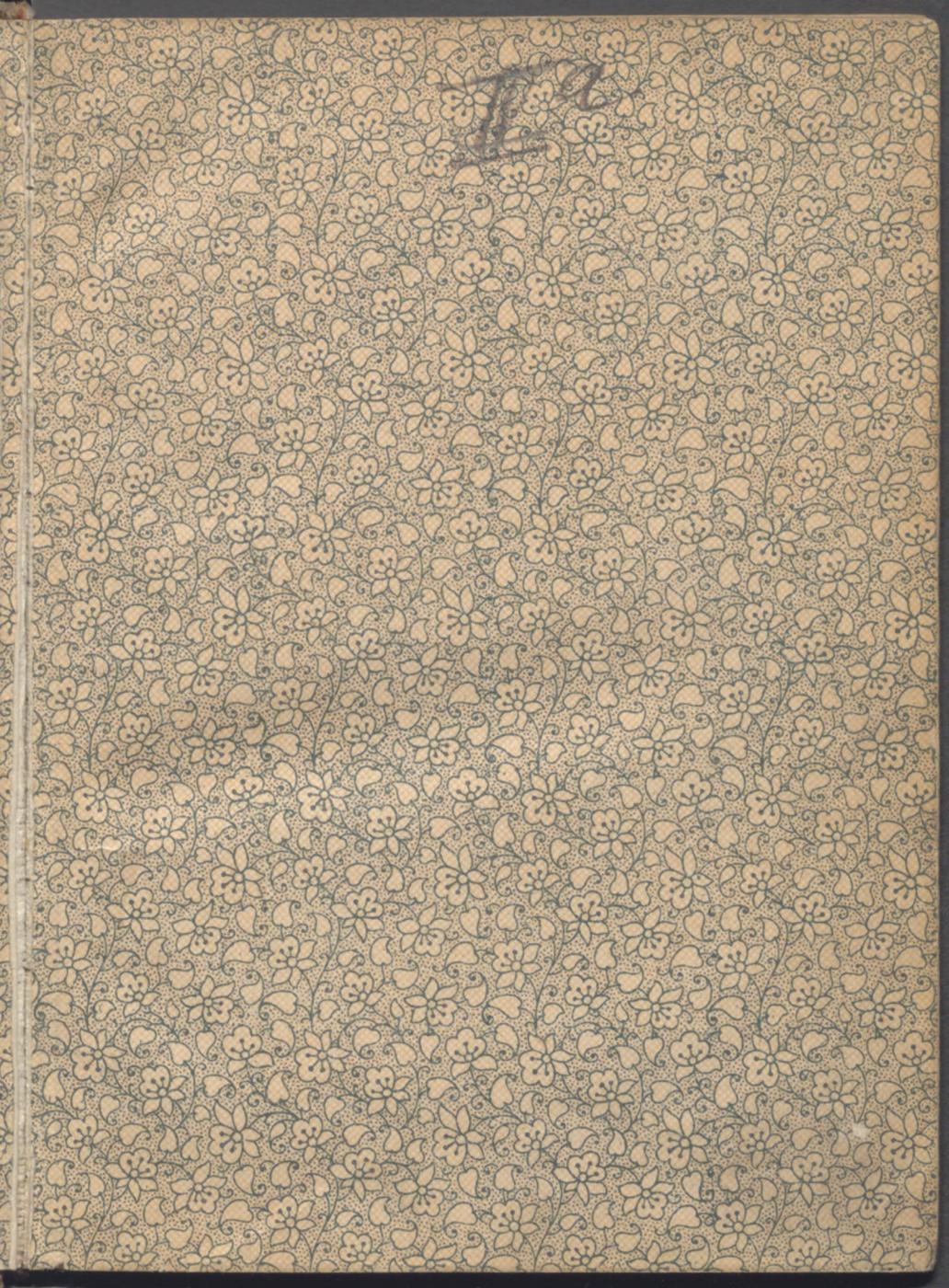
Frommel
In des
Königs
Rock

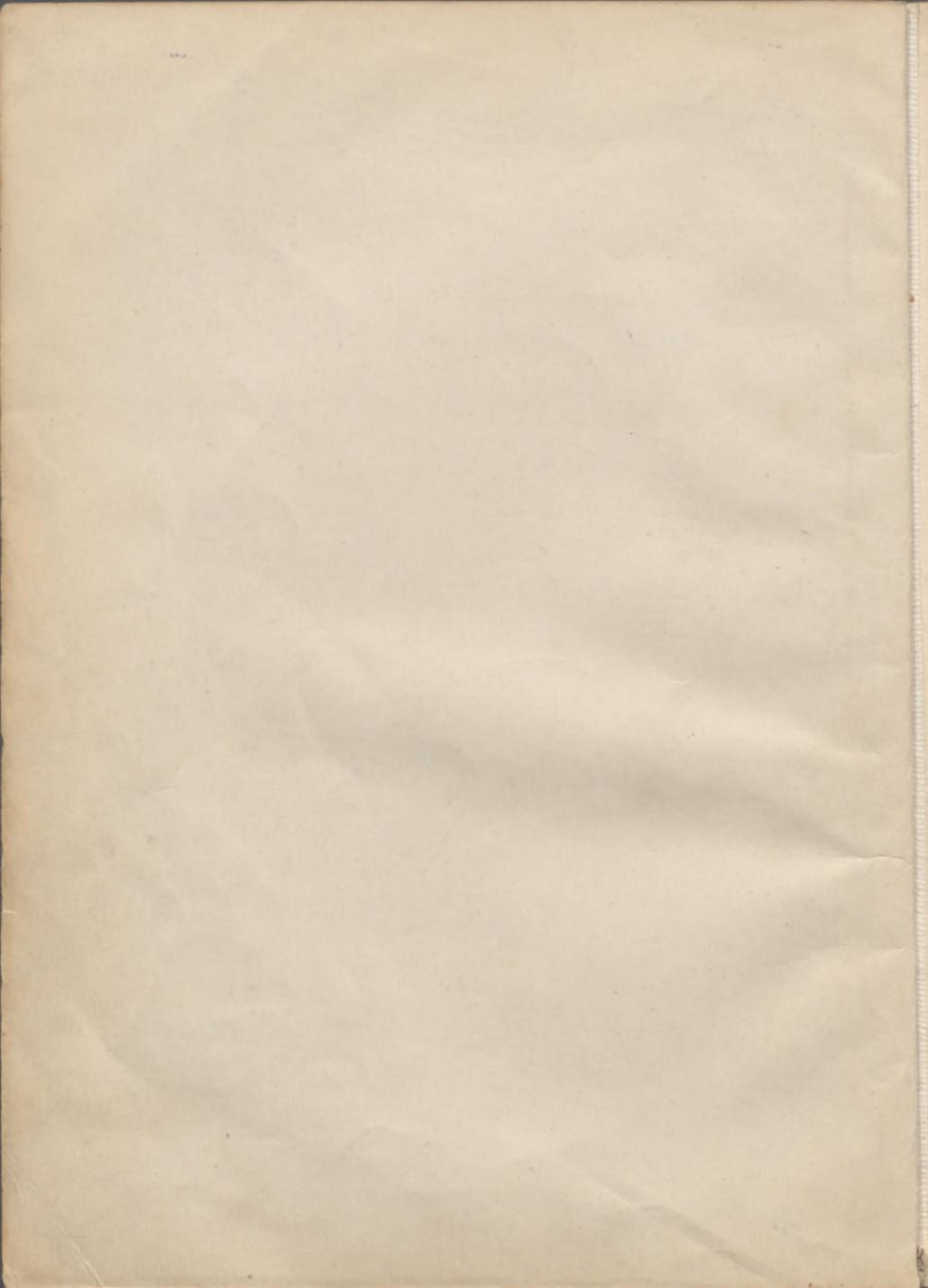
Emil Frommel

In des Königs Rock









~~IVa~~

~~58~~



C 50

A. 82.

Gesammelte Schriften.

Erzählungen für das Volk.

Aufsätze und Vorträge mannigfachen Inhalts

in einer

fortlaufenden Reihe von Bändchen

von

Emil Krommel.

IV.

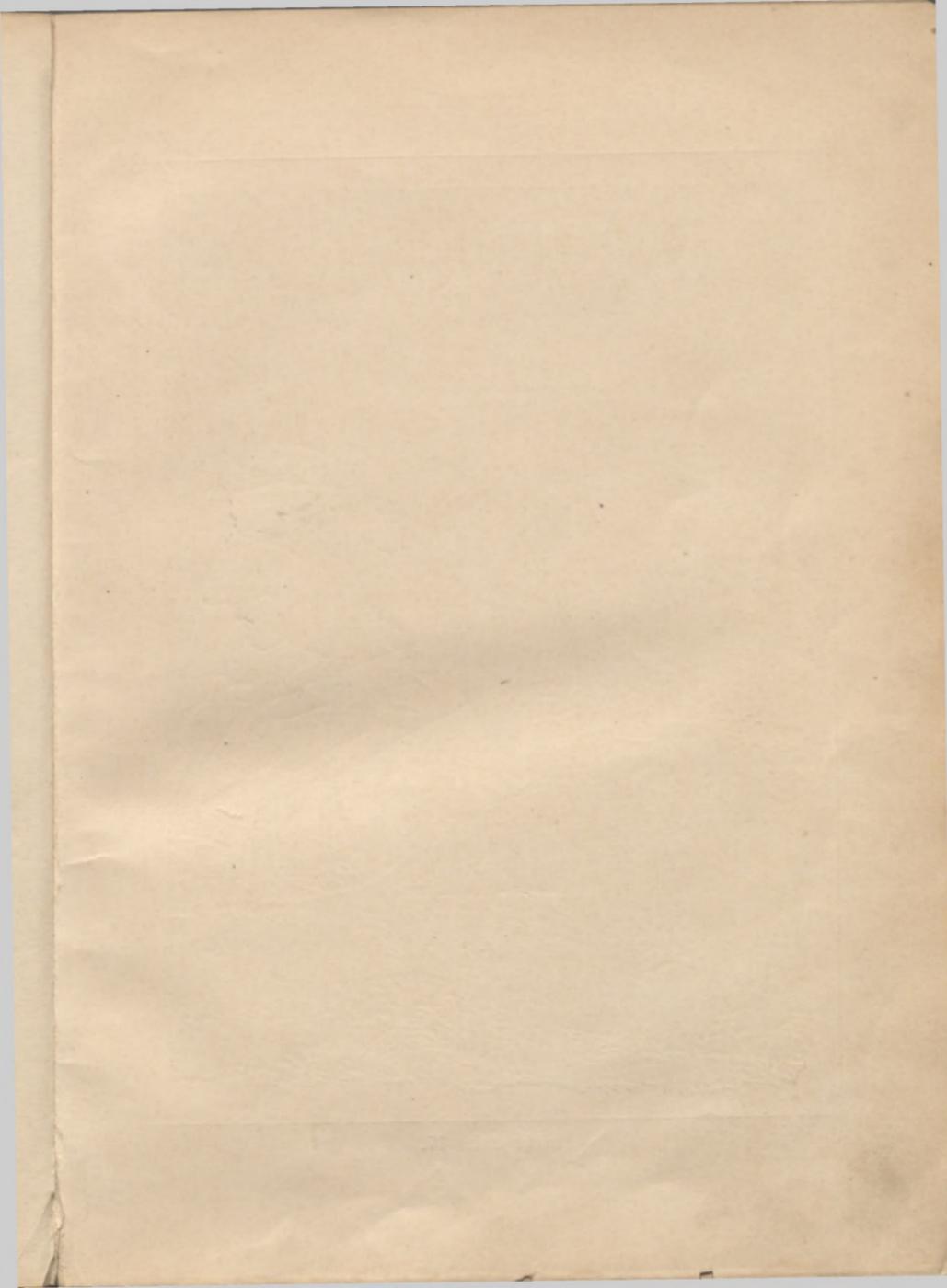
In des Königs Rock.

Sechste vermehrte Auflage.

Berlin.

Verlag von Wiegandt & Grieben.

1896.





(Siehe Seite 17.)

21 6746

C 50

+ + 58

In des Königs Rock.

Geschichten

aus Krieg und Frieden

von

Emil Frommel.

Sechste vermehrte Auflage.

Berlin.

Verlag von Wiegandt & Griepen.

1896.



205.637

Unter dem gesetzlichen Vorbehalt einer künftigen eigenen Uebersetzung
in fremde Sprachen.

Den Lieben Freunden

Wilhelm und Ernst
Freiherren von Roeder-Diersburg

in alter Liebe

der Verfasser.

Den lieben Freunden

Willhelm und Ernst

Reichherren von Hochst-Weisshorn

in aller Liebe

der Verfasser

Hier, am Fuße der Burg Eurer Ahnen, möchte ich Euch dies Büchlein widmen. Mit Eurem Namen verbindet sich die frühesten und trauesten Jugenderinnerung. Ihr Alle habt den Soldatenrock mit Ehren getragen; Egenolf und Philibert haben ihre Treue mit dem Tode auf dem Schlachtfelde besiegelt.

Ihr Beide habt die alte Treue mir bewahrt, da ich in des Kaisers Heere zwar nicht den blauen, aber den schwarzen Rock trage. So nehmt das Büchlein, das Euch an Euern Kriegsdienst erinnern möchte, zugleich als ein Zeichen treuer Liebe.

Villa Hochfelden
unter Hohenrode,
August 1891.

Euer

Emil Frommel.

Das am 1. d. M. d. J. 1871
ausgegeben ist. Die
Königliche Regierung
zu Berlin.
Im Auftrag
des Ministers
des Innern
H. v. Arnim

Die Königl. Regierung
zu Berlin.
Im Auftrag
des Ministers
des Innern
H. v. Arnim

1871

1871

1871

Vorwort zur sechsten Auflage.

Fünfundzwanzig Jahre sind in's Land gegangen, seit jenen großen Tagen des Jahres 1870—71. Ueberall wo tapfere, treue Männer im deutschen Lande sind, haben sie die Erinnerungstage gefeiert. Da ist denn auch manch' schöner Zug der Tapferkeit, Hingabe und Treue, der bisher verschwiegen und verborgen war, an's Licht gekommen. Wäre der Verfasser nicht in jenen großen Erinnerungstagen im Lazareth zu Potsdam gelegen, dann hätte er vielleicht manch' schönes Stücklein seinem Buche einverleiben können. So mußte er es für diesmal lassen.

Wenn aber diese Auflage recht schnell verkauft wird, was dem Herrn Verleger nicht zum Schaden gereicht, dann will der Autor versprechen, in der nächsten Auflage manch' neues Stücklein zu erzählen, zu Nutz und Frommen aller Derer, die des Königs Rock getragen haben und noch tragen werden.

Berlin, Frühlingsanfang 1896.

D. Emil Frommel.

Vorwort zur fünften Auflage.

Die fünfte Auflage dieses Buches hat in's Land gekommen.
Der Verfasser dankt dem Hrn. Dr. J. J. Meissner für die
freundliche Aufnahme, welche ihm die Verlagsanstalt
ertheilt hat. Er ist dem Hrn. Dr. J. J. Meissner
für die vielen Bemerkungen und Zusätze, welche
er dem Buche beigefügt hat, sehr dankbar.
Die fünfte Auflage ist in's Land gekommen.
Der Verfasser dankt dem Hrn. Dr. J. J. Meissner
für die freundliche Aufnahme, welche ihm die
Verlagsanstalt ertheilt hat. Er ist dem Hrn.
Dr. J. J. Meissner für die vielen Bemerkungen
und Zusätze, welche er dem Buche beigefügt
hat, sehr dankbar.

Leipzig, im März 1870.

H. G. Meissner.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Lieutenant und Rekrut	1
2. Wie die Bühlerthaler Anno 70 ihre Kanonen aus Frankreich wieder holten	19
3. Ein preußischer Standartenjunker	31
4. Von dem, was etlichen Pfarrherren im Kriege 1870—71 begegnet ist	42
5. Eine gute preußische Klinge	62
6. Etliche Reiterstücklein	111
7. Von Kanonieren und Jüskieren und eisernen Kreuzen	120
8. Allerlei Vermächtnisse und Erbschaften auf dem Schlachtfelde	128
9. Wie einmal Einer durch's Glatteis und durch Höflich- keit sein Glück gemacht hat	135
10. Zweierlei Treue	144
11. Ein Stücklein vom alten Feldmarschall Blücher . . .	160

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung und Abkürzungen 1

2. Die im Folgenden zum Teil zu besprechenden
Verhältnisse des Jahres 12

3. Die wichtigsten Ereignisse 21

4. Die Zeit, die dem Verfasser zur Verfügung
stand 22

5. Die Zeit, die dem Verfasser zur Verfügung
stand 23

6. Die Zeit, die dem Verfasser zur Verfügung
stand 24

7. Die Zeit, die dem Verfasser zur Verfügung
stand 25

8. Die Zeit, die dem Verfasser zur Verfügung
stand 26

9. Die Zeit, die dem Verfasser zur Verfügung
stand 27

10. Die Zeit, die dem Verfasser zur Verfügung
stand 28

11. Die Zeit, die dem Verfasser zur Verfügung
stand 29

Lieutenant und Rekrut.

Ober wie Einer des Andern froh geworden in dieser Welt.

Wenn der geneigte Leser einmal nach Bielefeld in Westfalen gereist, sich dort etwa die Burg angeschaut und dann der Merkwürdigkeit halber ein Vorhemdlein in Bielefelder Linnen, und für des Gevatters Sonn- und Festtagsnase ein feines echtes Taschentuch zum Mitbringen gekauft, dann aber seitwärts von der Eisenbahn sich in's Land geschlagen per pedes apostolorum, so ist er dort bald in das richtige, alte Sachsenland gekommen. Freilich muß er zu Fuß gehen, wenn er es kennen lernen will. Das heutige Geschlecht läuft mit Siebenmeilenstiefeln durch die Welt, sieht vor lauter Sehen gar nichts mehr und weiß das Beste nur von Hörensagen und kennt von den Städten meistens nur die Eisenbahnstationen und wie gut oder wie schlecht die Restauration da und dort ist, aber weiter nichts oder wenig. Wer noch was sehen will, muß sich Zeit nehmen

und abseits von der Landstraße halten, fern von den „reisenden Thieren“, zu Deutsch commis-voyageurs, die „Alles“ gesehen haben. Reist er aber von Bielefeld nordwärts, dann kommt er über Schildesche nach Engern, dem Stammort der tapfern Engern, davon noch in dem Titel der Könige von Preußen sich findet: „Herzog der Sachsen, Engern und Westfalen.“ Dort in Engern zeigt der Küster gegen ein Trinkgeld den steinernen Sarg des Sachsenherzogs Wittekind und erzählt auch noch eine Geschichte auf Verlangen dazu von dem grimmtigen Herzog, der bei seinem heidnischen Sachsen-götzen „Hermen“ oder „Irmir“ bleiben wollte und mit Kaiser Karl dem Großen in böse Fehde gerieth, der mit der „eisernen Bibel“, d. h. mit dem Schwert, die Leute befehren wollte, was noch sein Lebtag kein Gutes gebracht hat. Drum singen dort die Sachsenkinder noch:

Hermen! s'la (schlag) Dermen,
 S'la Pipen, s'la Trummen!
 De Kaiser will kummen
 Mit Hammer und Stangen,
 Will Hermen uphangen!

In jener Gegend auf dem flachen Lande mitten unter wogenden goldenen Kornfeldern taucht ein grünes, mit alten Bäumen bewachsenes Fleckchen Erde auf, wie eine Insel anzuschauen, oder wie eine der Halligen der Nordsee. Das Haus, das mitten in den Bäumen steht, gleicht einer Burg, denn draußen vor dem Thore zieht sich ringsherum der breite Graben, mit Schilf und

Laich und dem Froschvolk reichlich behaftet; nur ist's keine Zugbrücke wie beim Ritter, der sich extra noch einmal von der Welt abschließt, sondern eine steinerne Brücke, die hinabführt in den großen Hofraum und zum Hause.

Dort war's Ende der 40er Jahre dieses Jahrhunderts, als man fröhlich Kindtaufe hielt. War's doch der erste Sohn, der dem Hofbauern geboren ward zu den drei Töchtern, die er bereits besaß.

Schon längst hätte er gern einen Mannes-Erben gehabt, aber es kam ein Mägdlein nach dem andern. Bei dem dritten ward er traurig, und während er sonst seine Gretche auf den Händen trug, war er diesmal so kurz und einsilbig, daß ihn der alte Vater, der im Altentheil im Großvaterstuhl saß, gehörig vernahmen und ihm begreiflich machen mußte, daß Mägdlein so zu sagen auch Menschen seien, und er deshalb seinem Weibe nicht gram sein dürfe. Und 's ist gut, wenn noch ein alter Vater mit seinem Sohne redet wie ein Freund, und es geht in manchem Hause viel Segen fort, wenn so ein Altes wegstirbt.

Als das vierte Kind geboren wurde, war der Bauer just auf dem Felde. Der Knecht kam, um es ihm anzuzusagen, aber der Bauer wollte nicht heim, aus Furcht daß es wieder ein Mägdlein wäre. Da erschien der zweite Bote, er sollte doch kommen; er machte sich langsam dran, den Wagen zu wenden. Da kam der Dritte, der rief ihm entgegen: „Herr! Ihr habt einen Sohn!“ —

Da ließ er seine Säule laufen, als ob sein Haus in Flammen stände. Er küßte seine Grethe auf den bleichen Mund, die mit Freudenthränen im Auge ihn erwartete und das Kind sauber gewickelt ihm in den Arm legte.

Drum sollte an der Kindtaufe sich Alles mit ihm freuen. Der Pfarrer und seine ganze Familie wurden geladen und in der etwas alterthümlichen, aber um so solideren Kutsche abgeholt; die Verwandten und Freunde kamen auch zur Auffahrt bei Hofe, und der Kindtaufvater oder Kramherr, wie sie ihn im Bergischen nennen, stand mit dem Stuhle da und half den gepuzten Leuten absteigen.

Die Taufe war vorüber, die Pathen machten zwar keine Bemerkungen wie die Stadtleute, die in Ermangelung eines Besseren sich nicht genug verwundern können, wie still das Knäblein gehalten habe (als ob das Männlein oder Fräulein eine Operation auf Leben und Tod ausgestanden hätte), aber sie küßten das Kind und zogen ihren großen Beutel heraus und gaben der Gebamme und dem Küster ihr pflichtschuldiges Opfer.

In der großen, weiten Tenne, zu deren Rechten und Linken die Ställe waren, saßen Knechte und Mägde an langen Tischen. Auf dem Heerde brannte ein mächtiges Feuer, über dem die Kessel an langen Ketten hingen. Der Rauch suchte sich den Ausgang selbst durch Haus und Tenne. Auf dem Heerde aber thronte der Frauen Schwester wie eine Königin, rückwärts in das Staatszimmer und vorwärts auf die Tenne schauend.

Feierlich, im langsamsten Tempo, kam ein Gang nach dem andern, den Gästen Zeit lassend, daß das Essen gehörig sich „setzen“ könne — bis zum späten Abend, wo Alles fröhlich aus einander ging.

Draußen aber im Hofe standen die armen Kinder aus der Umgegend; es war, als hätten sie den Speckfuchen gerochen aus des Bauern Küche, und uneingeladen waren sie alle erschienen, im Stillen denkend, daß die uneingeladenen Gäste die liebsten sind. Und ob solch' ein armes Kinderhäuslein, das an einem Festtage mitgespeißt wird, nicht dem Taufkinde weit mehr Segen bringt, als so mancher Trinkgevatter? Die junge Bäuerin sorgte absonderlich dafür, daß das Kindervolk draußen zu essen bekam. So war sie's von ihren Eltern her gewohnt, die viel Gutes gethan und auch auf dem Acker nicht Nachlese hielten, sondern den Armen, die über's Stoppelfeld gingen, noch etwas gönnten damit sie's in den Schürzen heimtrügen.

Die Gäste waren wieder abgezogen, das Haus still geworden, und der Bauer hatte seine Freude an dem derben, kräftigen Jungen, den er auf dem Arm hielt. „Hätt's nur der Vater noch erlebt,“ sagte er mehr denn einmal.

„Gäng dein Herz nicht zu sehr an den Jungen,“ mahnte die junge Bäuerin, „er möchte dir sonst genommen werden.“

„Du hältst 's halt mit den Mädchen, Mutter, laß du mir meinen —.“

„Nun, er gehört auch mein,“ sagte scherzend die Bäuerin; „mußt ihn doch mal hergeben, wenn er Soldat wird, dann wirst du noch froh um die Mädchen sein.“

„Bis dahin hat's gute Weile, Mutter, und wenn's fein muß, nun, dann muß es eben sein.“

Der kleine Bursche gedieh, nur war's der Mutter oft, als hätte ihr Sohn gerade kein absonderliches Erbtheil von Verstand und Wiß mit bekommen, während die Mägdlein lebhaft und schnell mit dem Kopfe waren.

Die Augen der Mütter sehen meist schärfer als die der Väter, und das macht die Liebe. Denn die Liebe macht in der Welt nicht bloß blind, sondern auch sehend, und wer den Andern wahrhaft liebt, merkt auch Manches, was andere Leute nicht sehen. Der Bauer wollte es nicht Wort haben und dachte: „solltest du keinen gescheiten Sohn haben? Du bist doch nicht auf den Kopf gefallen und deine Grethe auch nicht, woher soll er denn seine Dummheit haben?“

Aber es war doch so, wie die Mutter sagte. Und der Schulmeister oder „Herr Lehrer“, wie er heut zu Tage heißt, der dort auf den Höfen die Wanderschule hielt, fand es auch und gab ihr Recht und meinte, in dem Hirnkasten des Jungen müsse etwas zerbrochen sein, so wie an einer Uhr ein Rädlein, denn so etwa stellte er sich das Gehirn vor, mit dem „Rechenrädlein“, „Geographierädlein“ u. s. w.

In das Kind war schwer Etwas hinein zu bringen,

und die Schläge, die er von dem Vater reichlich bekam, machten's auch nicht besser, denn der Mensch ist kein Feuerstein, aus dem man die Funken nur so heraus schlägt. Treuherzig und bieder war er deswegen doch und gutherzig gegen seine Geschwister, und auf dem Felde wußte er Bescheid.

Der Bauer dachte: „Hat er auch wenig Grüße, bekommt er doch einmal den schönen Hof, wenn ich alt werde oder mich schlafen lege.“

So rückte die Zeit herbei, auf die die Mutter ge-
deutet, da er unter die Soldaten mußte. Groß und
breitschulterig, von starkem Knochenbau und frischen
rothen Wangen, so trat er mit dem Vater, der ihn
zur Losung brachte, vor die gestrengen Herren. Nach
kurzem Befühlen sagten der Doctor und der General
aus einem Munde: „Kürassier.“ — Rechts um —
marsch! und kein Wörtlein sonst dazu.

Als Vater und Sohn mit einander heimfuhren,
saß der Junge still in sich versunken da. Der Vater
sagte auch nichts, aber Jeder hatte so seine Gedanken.
War's doch sein einziger Sohn, auf dem seine Hoff-
nung ruhte, und dem Jungen ging's unter dem Brust-
tuch auf und nieder, wenn er daran dachte, von der
Mutter weg zu gehen, die ihn trotz seiner Dummheit immer
so treu unter ihren Schutz genommen, aber es half ja
nichts, und wenige Monate darauf fuhr der Hofbauer
mit seinem Sohne nach dem Garnisonorte. Der Ab-
schied war schwer, so kurz er auch war. Hinter ihm

lag die Heimath mit Allem dem, was sie Liebes und Treues hatte. Am folgenden Tage ward er eingekleidet. Er beschaute sich und kannte sich selbst nicht mehr.

In dem großen Parke hinter einem alterthümlichen Schlosse tummeln sich auf flinken Pferden zwei junge Burschen von 13 und 15 Jahren. Seitwärts in der Laube sitzt ihr Hofmeister, der Candidat, bereits in würdigem Alter stehend, auf dem Haupte den leichten Ansaß von Mondschein, und schaut den sich tummelnden Knaben zu.

„Das ist besser als Julius Cäsar lesen, wenn man ihn aufführt, Herr Candidat. Hier der Hans ist Ariovist, und ich bin Julius Cäsar,“ rief lachend der Jüngere, ein Bursche mit langem, vorn quer über die Stirne abgeschnittenem Haar, schwarzer Sammetjacke und zierlich feiner Halskrause.

Die Zwei ritten gegen einander, mit langen breiten hölzernen Schwertern schlagend und parirend. „Curt,“ rief der Candidat, „Du bist ein unverbesserlicher Mensch, ein Kerl wie ein Centaur, ein Mensch mit einem Pferdeleib. Dich bringt das Reiten noch in's Unglück, lerne du lieber was Gescheites.“

„Bitte recht sehr, Herr Candidat, Reiten ist auch gescheut; da müßte ich nicht meines Vaters Sohn sein, wenn ich hinter den Büchern sitzen wollte. Da wird man nur dumm davon.“

Der Hofmeister hielt's gerathen, sich in keine weitere Discussion einzulassen, die Unterhaltung abzubrechen und die Knaben zur Stunde zu rufen.

„Un bon livre est un bon ami (ein gutes Buch ist ein guter Freund), steht in dem alten verräucherten Schinken von Buch, Hans! aber für die Freundschaft danke ich. Ich kann das Schweinsleder nicht riechen, sag' ich dir,“ rief Curt im Absteigen. Sie führten ihre beiden Kofse an den Zügeln in den Hof, wuschen sich und erschienen in der Stunde.

Es war ein altes freiherrliches Haus, in das die Beiden traten. Der Freiherr, ein Mann in dem Anfang der Fünfziger stehend, eine hohe breite Gestalt mit schmuckem Tillybart, war ein Bild altritterlichen Wesens. Als blutjunger Knabe von fünfzehn Jahren war er mit in die Freiheitskriege gezogen und zum York'schen Corps gestoßen. Das Herz ging ihm auf, wenn er von dem alten, finsternen York redete, den er von Herzen liebte. Eine tiefe Schmarre lief breit über die Stirne herüber; die hatten ihm französische Kürassiere, mit denen er, allein gegen sechs stehend, gekämpft hatte, beigebracht. Heimkehrend, war er dann in ein Kürassier-Regiment getreten und hatte später als Ältester das väterliche Gut übernommen. Spät hatte er sich erst entschlossen, zu heirathen. Die alte eiserne Zeit, da es gut war, allein zu stehen, lag ihm noch in den Gliedern. Einmal nur hatte er Gräfin Anna gesehen auf einem benachbarten Gut, da fing's ihm an in der Herzgegend

so sonderbar zu werden, und er dachte: „Sollte das wirklich die Liebe sein?“ — Ja sie war's in leibhaftiger Gestalt. Er warb um ihre Hand, und sie gab sie ihm. War Jemand für den Freiherrn geschaffen, so war's diese Frau. Von ihr konnte man sagen und singen:

Die Königin süß und milde,
Als blickte der Vollmond drein.

So war's recht getheilt in der Ehe. Ueber ihn kam noch manchesmal der alte Kürassierreitmeistersgeist, der meinte, daß es überhaupt nur zwei Dinge in der Welt gäbe und zwei Worte im Wörterbuche ständen: „Befehlen und Gehorchen“ und damit Punktum. Aber von dem Buchstaben B bis zum Buchstaben G liegen eben noch manche andere. Da wußte denn die Frau wieder Alles in's Gleiche zu bringen, und wenn er einmal brauste wie der Wettersturm, so war sie wie Frühlingssonnenschein.

Der jüngste ihrer Knaben, Curt, war das Abbild des Vaters, nur was die Hefigkeit anging, in verschlechterter Ausgabe. Wollte etwas auf den ersten Streich nicht fallen, dann war schon alle Geduld weg, und die Röthe stieg ihm bis an die Schläfe in den Kopf. Lebhaft und feurig, dazu reich begabt, mit schneller Fassungskraft, überflügelte er den älteren Bruder, der stillerer Natur, aber auch langsameren Geistes war. Curt hatte etwas Hochfahrendes und commandirte schon als Junge die Bedienten und Mägde, und selbst mit

dem Vater rannte der Knabe hart wider hart zusammen. Nur die Mutter hatte eine stille Gewalt über ihn, und der milde Ernst, der aus ihren blauen Augen sprach, brachte ihn augenblicklich zur Besinnung.

Mit dem Candidaten gab's manchen Strauß, denn der Candidat hatte leider auch versäumt, auf Universitäten ein Collegium über „Geduld“ zu hören; war auch nicht darin examinirt worden vom hochwürdigen Consistorio.

Bei dem Knaben stand es von Jugend an fest, Kürassier zu werden; und nur so viel wollte er lernen, sein Fähnrichs-Examen zu machen; alles Andere sollte nachher kommen. Er machte auch mit siebzehn Jahren seinen Fähnrich mit Auszeichnung. Der Oberst des Kürassier-Regiments, darin einst sein Vater gestanden, nahm ihn gerne an, und so erschien er denn eines Tages in schmucker Uniform vor dem Vater, dem beim Anschauen seines Kindes die Erinnerung an seine Vergangenheit so mächtig aufstauete, daß die hellen Thränen die Wangen herabliefen.

„Junge! halt dich brav,“ sagte er, ihn umarmend.

Die Mutter nahm ihn aber noch einmal besonders unten im stillen Park unter den rauschenden Bäumen vor und sagte ihm Etwas für's Leben.

„Kind! Kind,“ sagte sie, „es lernt Niemand befehlen, er gehorche denn zuerst. In dieser Welt braucht Einer den Andern; verachte Niemanden, er sei, wer er wolle, nur das Schlechte und Gemeine hasse von ganzer

Seele. Habe Geduld mit Dir und mit den Andern, versprich es mir!" Die Mutter küßte ihn auf die Augen und befahl ihm dem treuesten Lehrmeister, unserm Herrgott im Himmel, der schon Manchen nicht vergebens in seiner Kur und Schule gehabt hat. Lange noch winkten sie ihm vom alten Schlosse aus nach, als der Vater seinen Sohn im Wagen begleitete zur Station und zur ersten Garnison.

Im Jahre 1868 im Herbstes geschah's, daß die Rekruten mit ihren Zwerchsäcken in die Garnison einrückten und unter ihnen auch unser Bauernsohn aus Westfalen mit seinem Vater. Als die junge Mannschaft in die Schwadronen vertheilt wurde, bekam der jüngste Lieutenant den westfälischen Rekruten, und der Rekrut den Lieutenant, und es war, als ob über den Beiden eine Stimme spräche: „Sehet nun zu, wie ihr mit einander fertig werdet in Liebe und Geduld.“ Der jüngste Lieutenant war aber just unser märkischer Junker Curt, der schnell Alles begriffen und bald zum Lieutenant avancirt war.

Es waren die ersten Rekruten, die der Lieutenant einzuexerciren hatte. Es ist wahrlich kein leichtes Stück Arbeit, aus einem drallen, vierschrötigen Bauernjungen, von denen mancher seine erste Bekanntschaft mit der Seife erst in der Kaserne macht, einen schmucken und gewandten „Gaulreiter“ (wie die Schwaben sagen) herzustellen. Da muß ein Mensch im ersten Jahr des

Dienstes so viel lernen, wie das Kindlein im ersten Jahr seines Lebens, und zwar accurat Alles noch einmal wie damals: Marschiren, Sprechen, Sehen, Hören, kurz als hätte er keine zwanzig Jahre auf der Welt schon gelebt. Ja, es hat schon Mancher gemeint, der Feldwebel oder Wachtmeister verlange von dem Manne, daß er Alles schon riechen müsse, was er zu thun habe.

Es dauerte nicht lange, da kamen die zwei, Lieutenant und Rekrut, in nähere Berührung. Der Rekrut that Alles, was er geheißen wurde, aber wie weiland Till Eulenspiegel, der das Kind ersäufte, das er baden sollte. Wer hinten an dem Kasernenhof vorüberging, konnte fast täglich einen Mann allein marschiren sehen und später allein reiten, aber NB. nicht zum Vergnügen, sondern hundertmal dasselbe Exercitium machen, und doch war's am folgenden Tage wieder verkehrt.

Der gute Westfälinger war des Lieutenants tägliches Magenpflaster. „Kerl, Du kannst auch Nichts recht machen,“ das war der Refrain aller Reden. Wenn's so recht zum „aus der Haut fahren“ war, und der Lieutenant am liebsten das Feuersteins-Experiment probirt hätte, da war's doch, als hörte er eine weiche Stimme hinter sich: „Kind, Kind! habe Geduld mit anderen Leuten,“ und wenn er dann in das ernsthafte, treuherzige Gesicht des Rekruten sah, das unter dem Gewicht des Helms und der Dummheit so wunderbar herauschaute, die Augenbrauen hoch geschwungen und die Lippen fest zusammen gebissen, dann kam ihm

doch wieder ein Lachen an. In seinen Briefen an die Mutter schrieb er aber: „Du glaubst nicht, liebste Mama, auf welche Geduldsprobe mich ein Kerl aus meiner Schwadron stellt. Ich weiß nicht, welche Geduld hier am Plaze ist: ‚Engelsgeduld oder Eselsgeduld‘, wie der Freiherr von Moser einmal eintheilt. Wenn ich nicht manchmal an Dich dächte, — ich weiß nicht, was ich thäte.“

Dahingegen berichtete der Westfälinger an seine Mutter: „Es geht Alles gut, nur der Lieutenant ist arg ungeduldig. Ich kann ihm Nichts recht machen, denn er ist zornig, aber doch bald wieder gut, und ich lerne viel bei ihm. Ihr könntet ihm einmal einen Schinken schicken, daß er mich nicht so arg plagt.“

So strichen die Monate hin, und seine besondere Herzstärkung sollte der Lieutenant empfangen, als es im Winter in den Unterricht ging. Da machte er die Erfahrung des westfälischen Schulmeisters vom zerbrochenen Rädlein auch durch. Er hatte es so ziemlich aufgegeben, seine Schüler auf eine höhere Stufe der Wissenschaft zu bringen, als plötzlich sich die Wolken zusammenzogen, diesmal nicht auf der Stirne des Lieutenants, sondern am Völkerhimmel, und wie ein Wetter aus heiterer Luft die Kriegserklärung im Jahre 1870 kam.

Der Lieutenant war zum Besuch bei seinen Eltern, als die Kriegserklärung eintraf. Hochklopfenden Herzens hörte der junge Mann die Botschaft. Am Abend vor

dem Abschied nahm der alte Freiherr seinen Sohn, zeigte ihm die Bilder der Ahnen, sein eisernes Kreuz aus dem Jahre 1813 und noch ein Stück des Lorbeerkranzes, den er einst bei der Heimkehr empfangen. „Nimm meinen Säbel mit, mein Sohn,“ sagte er und gab ihm das Gehänge, „und denke an deinen Vater, an König und Vaterland.“ Was die Mutter ihm sagte, das lag Alles im Blick und in der segnenden Hand auf seinem Haupte. „Hab' Geduld mit Dir und mit dem Rekruten,“ sagte sie ihm noch in's Ohr. Er eilte zum Regimente. Auch zum Westfälinger kamen die Seinen, Abschied zu nehmen. Sie hatten noch viel mitgeschleppt, so daß er reichlich unter die Kameraden theilen konnte. Aber als der Trompeter das Signal zum Sammeln blies, da mußte geschieden sein. Sie küßten sich und weinten zusammen, und beim Scheiden sagte die Mutter leise: „Hermann, bet' nur, daß Du's recht machst vor Gott und Menschen und auch vor dem Lieutenant!“

Die Heimath lag schon weit zurück; über den Rhein war's gegangen, die ersten Siege waren erfochten, als die heißen Tage des 14., 16. und 18. August auch das tapfere Regiment in's Feuer brachten.

Es war in der Schlacht bei Bionville. Es galt, die breite Lücke, die zwischen den Divisionen Buddenbrock und Stülpnagel eingerissen war, zu füllen und dem Stoß des Feindes zu begegnen. Und sie sausten

heran, die Reiter in geschlossenen Reihen wie Wetterwolken, ihre geschwungenen Säbel wie die zackigen Blitze zwischendrein, und hinein ging's in die französischen Regimenter. Das erste Carré wurde niedergedritten, das zweite auch. Aber immer neue Schaaren feindlicher Bataillone tauchten auf, und die Batterien, mit denen sie gedeckt waren, spieen Tod und Verderben unter die Reiter. Sie mußten zurück. Da brachen noch zu allem Ueberfluß aus einem Hinterhalte französische Kürassiere und Dragoner. Es galt, sich durchzuschlagen. Der Lieutenant gerieth abseits, und flugs waren etliche gewaltige Reiter an ihm. Er focht im Einzelkampfe gegen sie, bald an ihnen vorbeijagend, bald um sich hauend. Aber sein Arm wurde müde, sein Auge umbunkelte sich, er befahl Gott seine Seele, nahm Abschied im Geist von der Mutter und dem väterlichen Schloß mit seinen grünen Bäumen, — da im Augenblick der höchsten Noth, die Feinde schon dicht hinter ihm, saust ein preußischer Reiter heran, daß der Fußboden dröhnt. Hinter einer Mauer hatte er bei dem Rückzug sich verdeckt gehalten und wollte die Rückkehr der Franzosen abwarten, da hört er Schwerter klirren. Er sieht den Lieutenant umringt, in Todesnoth, giebt dem Pferde die Sporen, setzt über den Graben und ist den Reitern am Wamse. Den Einen haut er herunter zur Rechten, den Andern zur Linken über das Gesicht, daß ihm das Sehen verging, die Andern machten kehrt. Der Lieutenant fühlt frei

Feinde entrinnt. Als den einzigen Todten von ihrer Seite bringen sie ihren Lieutenant zurück. —
 So ruhen sie denn Beide im kühlen Schooß in Frankreichs Erde, sind im Frieden mit einander geschieden, sind einander noch froh geworden in dieser Welt.
 Drüben in Westfalen weint das eine Mutterherz und in der Mark das andere; sie haben beide vom Scheiden ihrer Kinder gehört, ihre letzten Worte vernommen und wissen: Sie sind nun droben bei einander: Lieutenant und Rekrut; und haben's Beide recht gemacht, Rekrut und Lieutenant!

Wie die Bühlerthaler Anno 70 ihre Kanonen aus Frankreich wieder holten.

Der alte Zahn, der Turnwater, spazierte einmal zu Berlin vor dem Brandenburger Thor. Da stand auch ein Berliner Junge und hatte Maulaffen feil. Zu dem trat der alte Zahn und fragte ihn: „Junge, weißt Du auch, was die Siegesgöttin da droben auf dem Thor schon für eine Reise gemacht hat?“

„Nein,“ sagte der Junge.

Da gab ihm der alte Zahn eine gesalzene Ohrfeige und sprach zu ihm: „Die ist von wegen der Bergeglückheit! Junge, diese Mamsell da oben mit ihren vier Pferden haben uns die Franzosen gestohlen und nach Paris geschleppt. Da sind wir darauf nach Paris gegangen und haben sie den Franzosen Anno 15 wieder abgejagt. Das merke Dir nun, mein Sohn!“

Nun, selbiger Zeit ist noch Manches abhanden gekommen nach Frankreich, was nicht wiedergeholt worden ist, worüber es auch keine Ohrfeigen mehr

absezt, weil es dort geblieben. Aber Etliches ist doch Anno 70 wieder gekommen, was Anno 15 vergessen wurde.

Im schönen badischen Lande, nicht weit davon, wo der berühmte „Affenthaler“ wächst, liegt auch das Dertlein Bühlerthal. Ob der geneigte Leser einmal als Weinreisender dahin gekommen ist oder als Kurgast von Baden-Baden aus, weiß ich nicht. Aber es lohnt sich wohl, zur Frühlings- oder Herbstzeit einmal hinzuwandern nach der dunkeln Iburg oder der freundlichen Windeck, und sich's dort oben ein wenig „grußeln“ zu lassen, wenn ihm die alte schwarze Wirthin auf der einsamen Iburg erzählt, wie der letzte Iburger um sein Schloß gekommen.

„Der Ritter,“ berichtet sie, „war ein leichtfertiger Kumpan und verspielte Wald und Feld, zuletzt gar auch seine Seele an den Teufel. Denn der versprach ihm Geld und Gut zu verschaffen, wenn er in die Gruft stiege, die Särge öffnete und die Gebeine seiner Vorfahren hinter sich würfe, ohne den Namen Gottes auszusprechen; denn wo er das thue, sei's um ihn geschehen. Der Ritter ging den Pakt ein mit dem Bösen und that, wie der ihm geheißten. Als er aber an den letzten Sarg kam, darin sein eigener Sohn schlief, der vor Jahren verstorben war, sieht er den da liegen, blühend wie eine Rose und die Augen offen, als sei er noch am Leben. Da faßte ihn ein Schauder, und er schrie auf: „Ach, mein Gott!“ Und wie das

Wort über die Lippen war, that's einen furchtbaren Knall, und das ganze Schloß ging in Flammen auf. — Um Mitternacht aber kommen die längst entschlafenen Mönche vom Kloster Fremersberg herüber und beten für den Ritter. Ich habe schon mehr wie einmal ganz naturell einen gesehen mit meinen Augen, der langsam auf und ab ging und das Brevier betete, und kann einen körperlichen Eid darauf schwören.“

Wenn sich dann der Wanderer hat „grußeln“ lassen und der schwarzen Wirthin etwas für's Grußeln in die Hand gedrückt, so kann er dann links ab in den dunkeln Tannenwald gehen und kommt heraus an den Weinbergen der Barnhalt, trinkt dort unten im „weißen Roß“ einen guten Schoppen als probates Mittel gegen das Grußeln und gelangt, wenn er weiter zieht, dann endlich auch nach Bühlerthal.

Ob das Dertlein seiner Zeit mit dem Zburger Raubritter in Fehde gelegen, oder es mit dem Windecker gegen den Straßburger Bischof gehalten hat, weiß Schreiber zwar nicht zu sagen. Aber das Dertlein hatte seine zwei stattlichen eisernen Kanonen, daraus denn auch in friedlichen Zeiten beim Herbstn wacker losgeknallt wurde, damit Jedermänniglich wüßte, die Bühlerthaler hätten heuer einen guten Herbst. Jahreszahl und Namen fehlten auf den Kanonen nicht, und wenn sie ihren Dienst gethan, wurden sie in's Spritzenhaus unter Schloß und Riegel gebracht, bis sie an Großherzogs Geburtstag oder einem andern hohen

Landesfest wieder gebraucht wurden. So haben sie viele Jahre lang treulich ihre Pflicht gethan, und die Bühlerthaler waren nicht wenig stolz auf ihre Kanonen, die so laut und lustig knallen thäten.

Da kam der Marschall Moreau auf seinem Rückzuge auch durch den Schwarzwald in's Bühlerthal. Gar Mancher von den Alten erinnerte sich noch, wie da und dort Einer vom rückwärtsziehenden Heere durch die Wäldler weggeschossen wurde. Als die Franzosen in's Bühlerthal kamen, hatten sie auch bald die zwei eisernen Kanonen herausgeschnüffelt, und der Marschall befahl: „Die nehmen wir mit, denn die können wir gebrauchen.“ Als ihm darauf die Bühlerthaler Gegenvorstellung machten und meinten, daß sie die Kanonen noch besser gebrauchen könnten, sagte er ganz böse: „Es heißt keine Maus einen Faden davon ab, die Kanonen müssen her!“

So nahmen sie denn den Bühlerthalern ihre Kanonen fort, und selbige waren verloren, wiewohl man wußte, wo sie waren. Derweilen haben sich denn die Bühlerthaler mit Ragenköpfen und Böllern und Fröschen behelfen müssen beim Herbstfest oder an Großherzogs Geburtstag, und wenn es damit am Ende auch ging, so sagten doch die Alten immer: „Wenn wir unsere zwei eisernen Kanonen noch hätten, die uns die Franzosen gestohlen haben, thät's doch noch ärger knallen. Die hättet Ihr einmal hören sollen!“ So ging Jahr und Tag darüber hin, und nur von Zeit

zu Zeit kam im Adler oder Löwen, wenn vom Kriege die Rede war, noch die Sprache auf die Kanonen.

Da geschah's denn, daß der Franzos einmal wieder Händel anfang im Jahre 70 und sein Glück probiren wollte, welches ihm aber schlecht bekommen ist. Denn er hatte den Rhein nicht gesehen, außer wenn's in die Gefangenschaft ging, und noch viel weniger ein Stück davon bekommen, sondern hat längst geraubtes Gut wieder herausgeben müssen und noch viel Geld dazu, welches er auch lieber behalten hätte, ganzer 5000 Millionen! Von ihren Bergen aus hörten auch die Bühlerthaler, wie's drüben im Elsaß donnerte und frachte, und sahen das schöne Straßburg brennen. Am 30. September ward's übergeben.

Etwa vierzehn Tage nachher kamen zum Austerlizer Thor herein ein paar hochgewachsene Bauersleute nach Straßburg im Sonntagswamms und silberweißen Haaren. Die trieben sich in dem Gewoge auf den Straßen herum und schienen was zu suchen. Da trafen sie endlich einen preußischen Artilleristen und frugen den:

„Um Vergebung, Herr Feldwebel, kann er uns nit sage, wer hier in der Stadt Herr und Meister und der Bornehmst' isch?“

Da dachte der Artillerist: „Der Bornehmste, das ist jedenfalls mein Major, und ein braver, freundlicher Mann obendrein,“ und zeigte den Bauern dessen Wohnung. Die war auf dem Platze, wo die Artillerie-

schule ist und die vielen Kanonen liegen. Sie gingen hinauf und klopfen an.

„Um Vergebung, Herr Oberst,“ sagten da die zwei Männer, als sie der Major verwundert ansah, „mir sin Bühlerthaler und hätten mit dem Herrn Oberst e Wörtle zu rede.“

Der Major nahm sie herein und fragte freundlich: „Nun, womit kann ich den Herren dienen?“

„Ja, sehe Se,“ war die Antwort, „des isch halt so e Sach', die wir mit einander hawwe. Gudde Se, Herr Oberst, mir Bühlerthaler hätte so zwei eiserne Kanone emol gehabt, die hawwe, vor Ihrer Ehr ze redde, die kniße Franzose uns Anno g'schtohle. Die möchte mer gar ze gern widder hawwe. Denn warum? Se gehöre uns von Rechts wege. Und jetzt muß doch der Franzos Alles widder herausgewwe, da hawwe mer halt denkt, mer mache uns auf de Weg un gudde emol, ob mer se net kriege könne. Wisse Se, Herr Oberst, es kommt uns auf e paar Flasche Affenthaler oder Bühlerthaler, vom Beschte, wenn Se wolle, net an, wemmer nur die Kanönle widder kriege. Sein Se so gut!“

Der Major drehte sich seinen Schnauzbart, der ihm im Felde um ein Ansehnliches gewachsen war, und lachte. „Ja, Kinderchen,“ sagte er, „das wäre schon ganz schön (der Major war ein Berliner Kind), aber wo soll ich denn die Kanonen finden? Wer weiß, wohin sie die Franzosen jeschleppt haben! Wenn Ihr mir sagen könnt, wo sie sind, dann sollt Ihr sie haben,

nota bene, ohne Affenthaler, aber mit Verjüngten, wenn's irgend geht."

Da lachten die zwei Alten auf den Stockzähnen und sagten: „Herr Oberst, um Vergebung, da wüßte mer schon B'scheid. Mir wisse ganz gut, wo se sinn.“

„Ja, aber könnt Ihr's denn auch beweisen, daß die Kanonen Euch gehören?“ erwiderte der Major.

„Freile, freile!“ sagten die Beiden. „Mir könntet's beweise, 's schteht Alles jo genau druf, Anno so und so viel u. s. w.“

„Ja, wo sind sie denn,“ fragte der Major.

„Da, hinte auf'm Hof an dem große Haus, wo so e wälsche Name hat, wo die viele Flinde und Schwerder sin!“

„Aha,“ erwiderte der Major, „im Arsenal?“

„Jo, jo, grad so heißt's. Mir wölle mit Ihne gehe, wenn Se's erlauwe.“

„Nun denn, so kommt!“

Sie schritten durch die Straßen, und als sie im inneren Hofraum des Arsenals angekommen waren, wandten sich die beiden Alten stracks auf die Stelle zu, wo ein Weg durch den Hof führt. Mit einem Male standen sie vor zwei Kanonenmündungen still.

„Des sin se, Herr Oberst!“ riefen sie leuchtenden Antlitzes Beide aus, „des sin unsre Bühlerthaler Kanönle, So könntet's glauwe.“

Der Major ließ ein paar Mann kommen, die mußten die beiden Kanonen, welche als Prellsteine ein-

gegraben waren, ausschaufeln. Und als sie nun frei da lagen, gaben sich die beiden Alten mit ihren Sacktüchern und Ellbogen sofort an's Wischen und Putzen. Richtig, da kam allmählich Alles an den Tag, Jahres-



zahl und Ort, und die beiden Alten weinten fast vor Freude.

„Aber, woher wußtet Ihr denn, daß sie jerade hier liegen?“ fragte der Major.

„So, wisse Se, Herr Oberst,“ war die Antwort, „wir zwei sin die älschte Leit im Ort un hawwe noch draus g'schoffe, ehe die Malefiz-Franzose se g'schtohle hawwe. Hernach hawwe mer de Kanönle nachgespürt“

un sin manchmal 'rüber komme, ze sehe, ob sie noch lewe. Do hamwe mer je denn do in der Erd' liege sehe, daß es uns nor gedauert hat for das scheen Geschüh.“

„Nun, wollt Ihr sie denn jetzt gleich mitnehmen?“

„Um Vergebung, Herr Oberst, wenn Se's erlauwe, lasse mer je noch e Bissle liege. De müsse in Ordnung abgeholt werde!“

„Auch jut!“ antwortete der Major.

Unter vielem Danke verabschiedeten sich die beiden Alten nun von dem Major, dem die Anhänglichkeit der alten Leute an ihre „Kanönle“ viele Freude gemacht hatte und der durch einen ausführlichen Bericht über die Sache leicht die Erlaubniß erwirkte, daß die Bühlerthaler das alte Eisen mitnehmen durften. Er ließ durch seine Leute die „Kanönle“ hübsch sauber putzen.

Wenige Tage drauf erschien ein Wagen, von vier prachtvollen Schimmeln gezogen und mit Blumen und Eichenkränzen verziert. Junge Burschen, mit Bändern und Sträußen geschmückt, saßen auf den Pferden, und auf dem Wagen noch sechs der ältesten Bühlerthaler Männer. Auch diese bestätigten es mit leuchtenden Augen, daß das wahrhaftig und naturell die Bühlerthaler Kanonen seien. Diese wurden dann mit Eichenkränzen reich geziert und ehrfurchtsvoll auf den großen Leiterwagen gehoben. Beim Abfahren sagte einer der beiden Alten, welche zuerst da gewesen waren, nachdem

er noch einmal im Namen der ganzen Bühlerthaler Gemeinde dem Major gedankt hatte:

„Herr Oberst, wie wär's, wenn Se mit uns fahre thäte? Das wär' doch schön; dann könnt sich die Gemeind' selbst bei Ihne bedanke. An Wein könnte Se trinke, so viel Se wollte, vom Allerbesten.“



Der Major wußte aber ein Liedlein davon zu singen, was es heißt, auf einem Leiterwagen sechs Stunden weit zu fahren, und noch dazu mit zwei „Kanönle“ an Bord. Er dachte an seine Knochen und an Weib und Kind, lehnte dankbarlichst die Einladung ab und wünschte Glück auf die Reise.

„Aber wisse Se,“ jagte dann wieder Einer, „das Allerschönst' kommt noch. Der Herr Amts-Vorstand hawwe e schön Red' eing'studirt von wegen de Kanönle, und der Herr Pfarrer auch, un der Schullehrer mit der ganze Schul' kommt uns entgege, un 's wird geläut' mit alle Glocke, wemmer in unsere Bann komme, und dann kommt erscht die Hauptfach', das Feschteste im goldne Löwe.“

Aber selbst das „Feschteste“ machte auf den Major nicht den gewünschten Eindruck, obwohl er an und für sich kein abgefagter Feind von Festessen war, und er dankte abermals.

Da tritt noch einmal einer von den Alten zu dem Major heran und raunt ihm leise zu: „Herr Oberst, auf ein Wort! Ihrem Johann haw ich doch e paar Flasche vom „Gute“ hinte hingestellt für Sie. Se könne ihn trinke, er isch gut. Adjes, Herr Oberst, un nix for ungut!“

So fuhren sie denn mit ihren Kanonen unter hellem Jubel zur wunderschönen Stadt hinaus, und daheim war Freude über Freude. Die „Kanönle“ wurden am selbigen Tage noch ganz warm geschossen, und jeder Schuß wurde vom Freudengeschrei der lieben Schuljugend begleitet.

So hat sich's zugetragen, daß die Bühlerthaler Anno 70 ihre Kanonen wieder bekommen haben. Und die Alten können es später auch probiren, was der alte Jahn probirt hat, und den Bühlerthaler Buben

„for die Bergeßlichkeit“ eine Ohrfeige hinschlagen
 und sprechen: „Büble, die Kanone hamwe uns ein-
 mals die Malefiz-Franzose g'schtohle, anwer mer
 hamwe se Anno 70 uns wieder g'holt. Denk' Du
 Dei Lebtag dran!“

Ein preußischer Standartenjunker.

(Aus der Erinnerung eines alten Generals.)

Wir saßen einst gemüthlich zusammen, ein paar alte Offiziere a. D. und 3. D. und etliche i. D. (denn so conjugirt man die Längstvergangenheit, Halbvergangenheit und Gegenwart in der Soldatengrammatik, die, wie der geneigte Leser weiß, immer noch etwas anders lautet, als der berühmte „Wurst“, den der Verfasser seinerzeit mit Inhalt und Einband sogar verlaborirt hat); also wir, das heißt die alten Herren und noch etliche vom „Volk außer Waffen“, saßen unter der schattigen Veranda eines alten herrschaftlichen Hauses. Die alten Herren hatten ihre Pfeifen angesteckt, und es dampfte wie in dem Tabakscollegium Friedrich Wilhelm's I., gesegneten Angedenkens. Jeder hatte das Recht, frei öffentlich seine Meinung zu sagen und auch gründlich abfahren zu dürfen, wenn sie nicht stichhaltig war. Allmählich kam man auch auf die Bergangenheit zu sprechen, von

alten Mären, Thaten und Meinungen der Vorfahren, und von eignen Erlebnissen.

Der Abend flog dahin; wir wußten nicht wie. Es ist eigen, wie manchmal ein Gespräch so unscheinbaren Anfang nimmt, und am Schlusse steht man vor Etwas, was man nicht geahnt, und Einer fragt den Andern: „Wo hat's denn angefangen?“ Manchmal blitzte die Freude aus den Augen, manchmal lachte der Mund — und wieder sah ich Thränen aus den alten Wimpern in den eisgrauen Bart fallen. Ein recht Gespräch führt in die Höhe und Tiefe, in die Zeit und in die Ewigkeit. Namentlich sind mir im Gedächtniß noch etliche Erinnerungen eines alten Generals, der jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilt. Daheim zeichnete ich mir Verschiedenes auf, mir und dem geneigten Leser zu Nutz, wenn er auch nicht des Königs blauen Rock trägt, darunter auch folgende Geschichte.

* * *

Es war im Jahr 1756. Der siebenjährige Krieg hatte eben begonnen. Da stellte sich eines Tages bei dem Chef des preußischen Kürassierregiments „Mjchersleben“ ein blutjunges Bürschlein ein und trug bescheidenlich seine Bitte vor, in das Regiment aufgenommen zu werden. Der riesige Oberst schaute wie ein Goliath den kleinen David an, strich sich seinen großen Schnauzbart, stemmte beide Hände in die Seiten und lachte ganz ungeheuerlich.

„Was, Er will unter meine Kürassiere!“ rief der Oberst und lachte noch einmal aus vollem Halse. „Er hat wohl noch keinen Gaul von Nahem gesehen und will mit in den Krieg reiten?“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst,“ sagte unerschrocken das Bürschlein, „ich kann auf dem größten Gaul sitzen, ohne daß er mich herunter kriegt.“

„So, wo hat Er denn das gelernt?“ frug der Oberst.

„Bei meines Vaters Rossen, Herr Oberst.“

„Wer ist denn sein Vater?“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst — das sag' ich nicht!“

„Was, will Er mir wohl seinen Vater sagen? Ist Er nicht ehrlicher Leute Kind?“

„Gerade deswegen sag' ich's nicht. Denn wenn ich's sage, dann nehmen mich Euer Gnaden nicht.“

„Woher weiß Er das?“

„Nun, meine Eltern halten's nicht mit dem großen Könige und sind ihm spinnefeind. Aber ich halte es mit ihm und will unter ihm kämpfen.“

„Er ist wohl seinen Eltern fortgelaufen, he?“

„Nein, meinen Eltern nicht, aber dem Schulmeister. Ich hab's nicht mehr aushalten können, seit ich weiß, daß der König wieder in den Krieg muß.“

„Hör' Er, Er gefällt mir. Wie heißt Er?“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst, das sag' ich nicht. Erst wenn Euer Gnaden mir versprechen, daß Sie mich nehmen wollen, dann wird's gesagt.“

„Poß, Bomben und Granaten! will Er wohl Ordre pariren! Hab' ich doch meinen Lebtag keinen so obstinaten Knirps gesehen. Aber hör' Er, Er gefällt mir doch und hat einen Schädel, auf dem die Oesterreicher trommeln werden. Reit' Er mir einmal was vor.“

Der Oberst rief seine Ordonnanz. „Den Rappen vorführen!“ befahl er. Es war ein feuriges Thier, das muthig stampfte und wieherte.

„Aufsitzen,“ befahl der Oberst.

Wie der Blitz war der Bursche oben und hielt vor dem Obersten. „Nun reit' Er einmal einen sanften Trab, und dann mach' Er die Scala durch und geb' Er Acht, daß ihm der Kerl nicht durchgeht.“ Der Bursche ritt erst langsam, dann immer rascher, dann flog er dahin und kam in vollster Carrière angesprengt auf den Obersten zu und hielt einen Fuß breit vor ihm.

„Poß Mohrenelement,“ rief der Oberst, „wo hat Er das gelernt?“

„Bei meines Herrn Vaters Rossen, Euere Gnaden,“ sagte wieder trocken das Bürschlein.

„Hör' Er, Er kann dableiben. Aber nun sag' Er mir, wer Er ist.“

„Euer Gnaden geben mir aber das Ehrenwort, daß ich bleiben kann.“

„Will Er wohl? Nun ja — Er hat's. Sage Er nur, Er ist aber doch ein infamichter Schlingel mit seinem Parlamentiren.“

„Nun, mein Vater ist Oberstallmeister Seiner Durchlaucht des Herzogs von Weimar, und ich bin sein Sohn Julius und bin in churfürstlich-sächsischer Schule Cleve. Aber da ich Euer Gnaden Regiment habe passiren sehen, hat mich's bis in's Herz hineingestochen, und Tag und Nacht bin ich gelaufen, bis ich Euch eingeholt.“

Der Oberst strich sich etwas bedenklich die Stirn, denn er dachte: du könntest bei dieser Gelegenheit in die schwarze Küche fahren; dann überwand er aber sein Bedenken, als er auf den schwarzäugigen Burschen schaute, der ihn anblickte, als sollte er sagen: „Euer Gnaden werden doch nicht das Ehrenwort brechen?“

„Er kann sich einkleiden und einen guten Gaul geben lassen und ist alle Tage an meiner Tafel. Abgemacht, rechts um! marsch!“

Kurz darnach saß der Bursche auf dem Pferde, stattlich und schmuck. Er zeichnete sich bald so aus, daß er Junker ward und die Standarte des Regiments zu tragen bekam. Dem alten Fritzen begegnete aber in seinen Kriegen auch dann und wann einmal etwas Menschliches — nämlich, daß er geschlagen wurde. Schläft doch manchmal selber der große Dichter Homer, der die schönsten Verse gemacht hat, und ist's ihm passirt, daß er hier und da einmal einen Vers nicht ganz sauber sechsfüßig hingedrechselt hat, so daß sich der Herr Professor wahrhaft darüber ärgert und gern einen Sechsbätznier gegeben hätte, wenn er besser ge-

schrieben — warum sollte dem alten Fritz nicht auch mal was passiren?

So kam die unglückliche Schlacht bei Rollin, wo Sachsen und Oesterreicher das preußische Heer umdrängten. Als die Sache verloren war, deckten die preußischen Kürassiere, mit ihnen das Regiment unseres Junkers, unter Zietzen und Seydlitz den unvermeidlichen Rückzug. Da schlägt in den Reiterknäuel eine Granate, die unmittelbar hinter unserm Junker krepirte. Davon kriegt nicht der Reiter, aber sein Gaul einen solchen Schrecken, daß er durchging und im wildesten Galopp gerade auf die feindlichen Linien losstürmte. So jagte der Junker, die Standarte in der Hand, mit sich und dem anvertrauten Heiligthum des Regiments der größten Schmach entgegen.

Da blitzt in ihm ein schneller, todesmuthiger Entschluß auf. Schon nahe dem Feind, zieht er die Pistole aus dem Halfter, setzt sie dem Pferde hinter das Ohr und schießt unter sich das Thier zusammen. Das gab einen furchtbaren Sturz, da das Roß im vollsten Laufe war. Der Junker überschlug sich ein paarmal — kam aber mit einigen heftigen Blaumälern und einer Wunde am Kopfe davon. Mit seinen halbzerschlagenen Knochen kroch er, begünstigt vom Pulverdampf und einer kleinen Bodenvertiefung, auf dem Leibe fort, indem er die Standarte hinter sich herschleppte, und kam an einen kleinen Bach mit Erlengebüsch, in welchem er sich versteckte. Die Feinde jagten ganz nahe an ihm

vorüber, sahen ihn aber nicht. Als die Nacht kam, brach er den Knopf der Standarte und das auf Seide gestickte Wappen mit dem preussischen Adler ab, warf die Stange weg, und barg Knopf und Fahnentuch unter seinem Collet. In der Nacht trat er aus dem Bache heraus, in welchem er seine Wunde gewaschen, und zog allein durch das fremde Land, sich nach den Sternen richtend, dem Sachsenlande zu.

Am Tage suchte er die Wälder auf, in der Nacht wanderte er, oft angefallen von den Dorshunden auf der Straße; von den Rüben auf dem Felde nährte er sich, nur einmal trieb ihn der Hunger in ein einsames Waldwärterhaus. Dort gab er sich für einen sächsischen Reiter aus, was er wegen seiner thüringischen Mundart leicht konnte. Er erzählte, wie er sein Pferd verloren und ergökte sich, ohne zu mühen, an dem Schimpfen seines Gastwirths, der an den Preußen kein gutes Haar mehr ließ. Die mitleidige Waldbewohnerin legte ihm ein großes Pechpflaster auf seinen Schädel, den ihm zwar die Oesterreicher nicht eingeschlagen, den er sich aber selbst eingerannt, bereitete dem tapferen Vaterlandsvertheidiger ein Mahl, steckte ihm die Taschen voll und entließ ihn mit den besten Wünschen.

Mit großer Schlaubeit schlich er sich des Nachts durch die feindlichen Vorposten, die schlimmer waren als alle Dorshunde und die auch gelegentlich nach ihm schossen. So gelangte er, wunderbar behütet, aber

auf's Aeußerste erschöpft, nach zehn Tagen wieder bei dem Regimente an. Er meldete sich beim Obersten, zog unter dem Collet die gerettete Standarte und den Knopf heraus.

Da stemmte der Oberst wieder beide Hände in die Seiten und sagte: „Junke, Er ist ein Tausendskerl, ich werd's ihm nicht vergessen. Einstweilen suche Er sich das beste Pferd aus meinem Stalle.“

Bald darauf wurde Jer Fähnrich, das ist soviel als heutigen Tages Secondelieutenant.

Seine Eltern veröhnten sich mit dem kühnen, beliebten Junke, den Alle auszeichneten. Nach dem Feldzuge diente er fort im Heere und galt als einer der kühnsten Reiter. Seinem Schutzpatron Seydlitz that er gern das Reiterstücklein nach, zwischen den tausenden Flügeln einer Windmühle durchzureiten.

Noch ein Zug aus seinem Leben bezeichnet ihn. Seinen harten Kopf von Anno 1756 hatte er trotz der Schädelwunde doch noch behalten. Denn diesen inneren, geistigen Schädel kann man selbst mit dem Hackbeil nicht klein kriegen, wenn er nicht von selber springt. Mit seinen Vorgesetzten stand er nicht auf dem grünsten Fuße, und da das Avancement selbiger Zeit im Frieden sehr schlecht ging, kam er auf allerhand schlimme Gedanken, daß der oder jener ihm nicht grün wäre. Gute Worte waren bei ihm entseßlich theuer, und seinen Nacken wollte er nicht um einen Finger breit mehr beugen, als ihm durchaus nöthig schien. So stand er

denn auf jener fatalen Liste derer, die man mit Anstand los werden will. Heutzutage lobt man Einen weg, wenn's nicht mit dem Wegtadeln geht, das war aber dazumal noch nicht Sitte. So bekam er, trotzdem er erst in den Anfang der Fünfziger stand, ohne Weiteres an einem schönen Tage zu seiner höchlichen Ueberraschung den Bescheid, daß er „wegen Invalidität“ bei dem Kriegsministerio zur Verabschiedung eingegeben sei.

In den nächsten Tagen konnte die Entscheidung des Königs eintreffen. Da machte der alte Junker in dem Major wieder auf, und er faßte einen herzhaften Entschluß. Er nahm noch an dem Tage, da er jenen verhängnißvollen Bescheid erhielt, Urlaub, bestieg das beste seiner Pferde und ritt von seinem Garnisonorte weg direct nach Berlin vor das Kriegsministerium. Dort ließ er vor demselben durch seinen Diener einen großen Karren aufstellen und setzte zur Mittagsstunde, in voller Uniform, hin und her über sein selbstgeschaffenes Hinderniß hinweg. Jeder, der was vom Reiten versteht, weiß, daß dieses Kunststück, auf dem glatten Straßenpflaster ausgeführt, schon mehr in die höhere Reitkunst schlägt, und einen festen Schenkel und eine sichere Faust verlangt.

Natürlich sammelte sich ein großer Publicus bei diesem Schauspiel, das man ohne Entrée sehen konnte, und auch die hohen Herren des Kriegsministeriums wurden aufmerksam und traten an's Fenster. Das

wollte aber unser Major gerade und hatte sich schon mehrmals hinaufgewandt, um zu sehen, ob noch keiner der Herren vom grünen Tisch aufstehen wolle. Da gab er denn noch ein Extrastück zum Besten für sie, warf dem Reitknecht die Zügel hin und stieg mit klirrendem Sporn die Treppe hinauf zu seinen männlichen Schicksalsparzen, die ihm den Lebensfaden abschneiden wollten, meldete sich als nach Berlin beurlaubt und fragte dann sehr höflich: „Halten mich die Herren etwa noch für invalide?“

Diese in dem Reglement nicht vorgesehene Art, seine Dienstfähigkeit zu beweisen, wurde zwar etwas ungewöhnlich befunden, aber sie war durchschlagend, und die Herren konnten sich einer gewissen Heiterkeit nicht enthalten und verließen ihren hohen Olymp und fühlten menschlich mit dem biedereren, in kräftiger Haltung und mit offenem Auge dastehenden Reitermajor. Mag die Sache auch vor den König gekommen sein — kurz, der Major wurde der allerhöchsten Gnade versichert und blieb im Dienste.

Nach einigen Jahren heirathete er und heirathete mit einem treuen Weibe zugleich ein schönes Rittergut. Da bat er freiwillig um seinen Abschied und erhielt ihn auch mit allen Ehren. Dort lebte er still, von seinen Reiterstücken noch erzählend, aber auf dem Gute mit eigener Hand einen Buchenhain pflanzend, in dessen Schatten er begraben sein wollte. Im Frieden seines Gottes ist er heimgegangen im hohen Alter.

„Oft bin ich an seinem Grabe im stillen Buchenhain als Knabe geseffen und habe des Standartenjunkers gedacht, seiner hingebenden Treue für den König und sein Heer, und seines harten Kopfes, seiner selbstgepflanzten Buchen und seines friedevollen Endes; denn dies Gut erbt seine Tochter, meine selige Mutter, und auf diesem Gut bin ich geboren.“ So schloß der General.

Von dem, was etlichen Pfarrherren im Kriege 1870—71 begegnet ist.

1. Von etlichen Erfahrungen mit Pferden.

Als der Verfasser in den Krieg zog, bekam er einen stattlichen Gaul gestellt, einen lichten hellen Fuchs mit treuen, braunen Augen; aber er mußte es erfahren, daß das Sprüchlein Recht hat: „Ein Boß (Fuchs) ohne Rücken ist ein tausends Glücken.“ Denn er konnte auf die Seite springen und war schreckhafter Natur, und die weißen Leintücher und Bindeln der Bauernfrauen, die am Hag im Winde flatterten, waren ihm höchst verdächtig. Aber das war nicht das Schlimmste (denn sein Inhaber hatte in aller Eile noch Reitstudien gemacht, ohne heruntergefallen zu sein) — aber das war's, daß der Gaul nicht selbstständig dachte und gerade so wenig Geographie in Frankreich wußte wie der Trainsoldat, mein Feldküster, dem er zur besondern Pflege übergeben war. Als

nun der Verfasser aus dem ungeheuren Militärzuge an der ersten französischen Station ausstieg, da war von Roß und Reiter keine Spur mehr zu sehen. Wir drei waren in verschiedene Züge und zwar jeder in einen anderen gerathen, und ich saß auf dem Bahnhof auf meinem Koffer und sah sehnsüchtig nach meinem Gaul aus. Es wurde Abend, und beim trüben Lampenschein sah ich einen andern Herrn im schwarzen, langen Rocke rathlos am Perron auf und nieder laufen. Als er näher kam, sah ich einen katholischen Amtsbruder vor mir, einen Ostpreußen. — „Herr Bruder,“ sagte ich zu ihm, „suchen Sie Etwas, oder sind Sie sonst ein Liebhaber vom Spaziergehen?“ „Ach,“ sagte er, „wenn Sie wüßten, was mir fehlt, Sie hätten Mitleid mit mir!“ „Nun,“ sagte ich, „Sie haben doch nicht Weib und Kind daheim, wie unferneins, und am Zipperlein leiden Sie auch nicht, da sind Sie noch zu jung dazu: aber Zahnweh haben Sie vielleicht, das kann man kriegen bei diesem Wetter, und da bedaure ich Sie herzlich. Denn das ist was Arges, besonders für den, der es hat!“ „Ach nein,“ antwortete er, „aber denken Sie sich, ich habe mein Pferd mit sammt meinem Soldaten verloren!“

Da mußte ich hell auflachen. „Kommen Sie, setzen Sie sich mit auf meinen Koffer, Verehrtester, zu Ihrem Leidensgenossen, denn mir geht's gerade so.“ Da setzte er sich zu mir, und wir erzählten uns viel in den späten Abend hinein und brauchten freilich für

den Spott der Leute nicht forgen, die auf uns deuteten und sagten: „Da sitzen zwei geistliche Herren und wollen sich in der Geduld üben.“

Was wir auf dem Koffer mit einander verhandelt, weiß außer uns Zwei Niemand. Es giebt aber Stunden, da schaut man einer Seele tief auf den Grund und sieht im dunklen Schacht am harten Gestein die Goldadern funkeln. So war's. Ein Mitternachtszug brachte endlich beide Pferde sammt den Reitern. Ich fuhr gleich weiter — der Andere wandte sich auf Weg zu. Wir reichten einander die Hände. Die Pferde hatten wir verloren, aber etwas Anderes gewonnen.

Dies Mal war das Pferd vom Reiter gekommen, ein ander Mal wäre bald der Reiter vom Pferde gekommen. — In dem herrlichen D . . . thale, hart an den Vogesen und dem großen Walde, wo der Herrenstein und das Breitschloß liegt, residirte zur Kriegszeit als Pfarrerherr ein jüngerer, etwas stark beleibter Amtsbruder, mir von früher her bekannt, als er einmal auf Reisen durch Deutschland gekommen. Nach der Schlacht von Wörth flutheten durch dies Thal die geschlagenen Franzosen und dann die Armee des Kronprinzen hinterdrein. Nächst der Kirche ist gemeiniglich in einem Dorfe das hervorragendste Gebäude. Die Vorhänge an den Fenstern verrathen den gebildeten Mann, und der Quartiermacher sieht sich das Haus darauf an und denkt: „Das wäre ein

Quartier für den General sammt seinem Anhange.“ So kam's auch einem Ulanen-Rittmeister vor, der als Vorhut mit seiner Schwadron voraus ritt und durch das Dorf kam. Ihm fehlte es an einem wichtigen Stück, an einer genauen Karte der Gegend. Als er durch den Ort ritt und die Vorhänge oben im Hause sah, dachte er ganz richtig, daß hier der Pfarrer und Inhaber einer Karte wohnen müsse. Mit seiner Ordonnanz ritt er am Pfarrhause vor, ließ den Burtschen sein Pferd halten und stieg klirrend die Treppe hinauf. „Sie sind der Pfarrer des Orts!“ redete er meinen dicken Freund an. „Zu dienen, Herr Ulan,“ sagte er — „was steht zu Befehl?“ „Geben Sie mir die Karte des Departements, aber rasch.“ „Um Vergebung!“ antwortete der Pfarrer — „aber ich habe keine.“ „Was, Sie sind der einzige gebildete Mensch hier in diesem Neste und haben keine Karte?“ „Ich weiß den Weg auswendig, Herr Ulan!“ sagte beherzt mein Freund. „Aber andere Leute nicht. Ich muß eine Karte haben; schicken Sie zum Schulmeister, der wird doch eine haben.“ „Ach,“ sagte der Pfarrer, „der hat noch viel weniger eine, als ich. Wir Franzosen sind nie stark in der Geographie gewesen.“ „Ja wahrhaftig, Herr Pfarrer, da haben Sie ein wahres Wort gesprochen; aber eine Karte müssen Sie mir schaffen. Besinnen Sie sich.“ „Dort drüben liegt die kleine Kreisstadt; wenn Sie sich dahin begeben wollen, dort wird wohl eine sein.“ „Wo fagen Sie?“ fragte

der Rittmeister. „Dort drüben!“ sagte der Pfarrer und deutete an den Waldsaum. „Schön, — nehmen Sie Ihren Hut, Herr Pfarrer, und folgen Sie mir.“

Der Pfarrer nahm unter seinen Hüten Nr. 1, noch einen alten Pariser, und ging hinter dem klirrenden Rittmeister drein. Drunten vor der Hausthüre rief der Rittmeister dem Burschen: „Absitzen,“ worauf er sich von dem hohen Gaul herunter schwang. „Herr Pfarrer, aufsitzen!“ commandirte er weiter. Der Pfarrer sah bedenklich an dem hohen Vierfüßler hinauf; aber der Rittmeister drängte: „Aufsitzen, aufsitzen, Weg zeigen!“ Der Bursche hob meinen dicken Freund hinauf und — hast du nicht gesehen — ging's in vollem Trab zum Dorf hinaus. Die Sonne stach, aber davon ward dem Pfarrer nicht so warm; aber der Rittmeister ritt immer schneller und wollte sich noch nebenbei über die schöne Gegend unterhalten, und der Pfarrer gab manchmal keine oder zerstreute Antworten. Das kam aber von dem Gaul her, der nach allen Richtungen hin stieß, so daß mein Freund bald vorn auf den Hals, bald bedenklich hinterwärts fiel und zuletzt seinen Vierfüßler zärtlich umarmte. Die Steigbügel war er schon längst los geworden und gab sich keine Mühe mehr, sie zu fangen, und der Zaum erschien ihm auch überflüssig. Da drehte sich der Rittmeister um und sah seinen Reifegesellen an, dem die dicken Schweißtropfen auf der Stirn standen. Er hielt sein Pferd an. „Sie reiten wohl nicht oft, Herr

Pfarrer?" „Nein,“ brauste der heraus, „'s ist heuer 's erste Mal, daß ich die Ehre habe.“ „Ach so, entschuldigen Sie, wir wollen ein langsameres Tempo nehmen.“ Der Pfarrer wischte sich die Stirn, und sie kamen Beide glücklich in das Städtchen. „Sieh mal,“ sagte der Ulan, als er die Kirche sah, „die ist ja im herrlichsten romanischen Stil gebaut; wohl eine alte Kirche, Herr Pfarrer, aus dem zwölften Jahrhundert?“ Nun wäre der Pfarrer fast vom Pferde gefallen, denn daß ein Ulan vom romanischen Stile gesprochen, war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. „Ich werde mir mal dies alte Gebäude ansehen, und Sie schaffen mir derweilen eine Karte.“

Der Pfarrer stieg von seinem Köhlein, denn Jedermann kannte ihn im Orte, und er wollte nicht noch Proben seiner weiteren Reitkunst ablegen und zog's am Zaume nach sich bis vor das Haus seines Collegen und gab dem die besten Worte, ihm doch seine Karte auszuliefern. Und er hätte sie am Ende auch gegeben, wenn ihm nicht die besorgte Mutter gesagt hätte: „Du wirst doch die Karte nicht hergeben? man wird Dich als Spion erschießen.“ Und als der Pfarrer dies Wörtlein hörte, dachte er, „du willst es lieber doch nicht thun,“ und schickte den Amtsbruder an eine weitere Thür, die er sich auch aufzumachen verstand, indem er dem Betreffenden eröffnete, „daß es sehr leicht sein könne, daß der Rittmeister ihn dies Mal statt seiner auf den Gaul steigen lasse und mit ihm davon jage

auf Nimmerwiedersehen.“ Worauf der Mann auch die Karte verabreichte.

Der Pfarrer holte seinen kunstfönnigen Ulanen in der Kirche ab und ritt dann mit ihm querfeldein zurück. „Sehen Sie, es geht schon viel besser, Herr Pfarrer, und wenn Sie bei uns bleiben, so können Sie es noch weit bringen im Reiten.“ Der Pfarrer aber dachte, es ist besser, daß du wieder auf den deutschen Boden kommst, denn es steht nicht umsonst in den Sprüchen: „Was Deines Amtes nicht ist, da laß Du Deinen Fürwitz.“ — Wie sie aber selband hereinritten, sahen sie die ganze Gemeinde am Pfarrhaus stehen, und der Burfche erzählte, die Leute hätten ihren Pfarrer mit dem Ulanen zum Ort hinausjagen sehen und nicht anders gedacht als: „Der nimmt ihn mit und macht ihn todt.“ Und es war ein allgemeiner Jammer um ihn, denn sie hatten ihn lieb, daher war eine allgemeine Freude, als er wieder heil zurückkam. Einer aber sagte: „Nichts für ungut, Herr Pfarrer, wir haben Sie immer für einen tüchtigen Mann gehalten, aber daß Sie so gut auch reiten können, das haben wir nicht gewußt. Um Vergebung, wo haben Sie's denn gelernt?“ Der Pfarrer nickte verständnißfönnig und blieb die Antwort schuldig. Der Ulan schüttelte aber dem Pfarrer die Hand und kaufte mit seiner Truppe davon — und der Pfarrer schaute ihnen nach und sagte: „Reitet ihr nur, es ist nur gut, daß ich nicht mit muß.“ Aber die Reitstunde beim Rittmeister ist ihm unvergeßlich geblieben.

2. Etwas von Einquartierung in Pfarrhäusern.

Das war auch was Neues und mußte erst gelernt werden. Denn 's ist so was ganz anders, einen lieben bekannnten Gast bewirthen, der mit einem Süpplein und dem, was gerade die Hausfrau im Salz oder im Rauchfang liegen und hängen hat, vorlieb nimmt, als solch eine unbekanntte Einquartierung aufzunehmen, die als Empfehlungsbrief nichts mitbringt als einen Quartierzettel und darauf geschrieben: pro Mann eine Flasche Wein, zwei Pfund Brod, Kaffee u. s. w. Da gilt's lernen: „Seid gastfrei und zwar ohne Mürmeln, denn mit Mürmeln gastfrei zu sein ist just keine Kunst. Das hat manche liebe Pfarrfrau lernen müssen im Kriege. So gedenke ich mit Freuden des Pfarrers, der seine Einquartierung aufnahm und Abends seinen Abendsegen beten, aber die Landwehrleute erst in's Bett schicken wollte, weil er nicht wußte, welches Glaubens sie wären und den Spott fürchtete. Aber als die Landwehrleute das Singen des alten wohlbekannnten Chorals hörten, kamen sie, nachdem sie die Stiefel ausgezogen, auf den Socken und setzten sich still hin an die Stubenthür und sangen so andächtig mit, daß es dem Pfarrer eine Herzensfreude war. — Oder der Verfasser gedenkt, wie jene Andern in das Quartier kamen, und die Bildnisse Luther's und Melancthon's sahen und ausriefen: „Ach, Gottlob, wir sind ja unter Glaubensgenossen!“ und sich so

heimathlich fühlten, als wären sie die Kinder im Hause. — Aber freilich, 's ist auch ohne Schrecken nicht abgegangen bei den Einen und Andern.

Es war nach der Schlacht bei Wörth. Es zog das Heer des Kronprinzen den Bogesen zu und kam auch zum Quartier in einen Ort, den der Verfasser von Jugend her kennt. Ein Quartiermacher war früh Morgens eingetroffen und auf das Pfarrhaus geritten und hatte dem Herrn Pfarrer gemeldet: „Herr Pfarrer, Punkt zehn Uhr kommt Se. Königliche Hoheit der Kronprinz und wird bei Ihnen logiren. Sie bereiten ein Frühstück mit Eiern, Coteletten und Wein und was Sie sonst haben. Adjes und Gott befohlen.“ Damit war er fort. Und der Herr Pfarrer rüstete sich auf den Empfang. Aus früheren Jahren besaß er noch einen Frack, der zwar ein wenig eng um den Leib war und das Vorschuh gebraucht hätte (wie der berühmte Frack meines Freundes in Karlsruhe, den seine Frau so schön vorschuh ließ) und einen Cylinderhut, der durch Aufbürsten immer noch schön für sein Alter wurde — diese beiden Hauptstücke sammt einer Sammtweste besaß er und putzte sich würdig heraus. Vor zehn Uhr stellte er sich vor das Portal seines Hauses und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Da kamen sie denn auch angesprengt, er nahm den Hut unter den Arm und trat vor: „Habe ich die Ehre, den Herrn Kronprinzen zu sprechen?“ sagte er. Der Kronprinz antwortete in

seiner freundlichen Weise: „Zu dienen, Herr Pfarrer,“ worauf der Pfarrer sich verbeugte und sprach: „Nun, dann seien Sie mir Christlich demüthig willkommen.“ — Das Pfarrhaus war auf's Beste hergerichtet, und das Frühstück des Pfarrers soll ganz acceptabel gewesen sein. Er zeigte sodann dem Adjutanten die Zimmer, die er hergerichtet, aber zu seinem Schrecken vernahm er, daß Alles heraus müsse, denn der Kronprinz bringe sein Bett und was er nöthig habe, Alles mit. Da wanderten denn des Pfarrers Möbel alle aus und blieb ihm nichts als seine Studirstube, in der er neben seinen Büchern campiren konnte. An dem Frühstück nahm er selbst Theil, darnach wurde ihm aber eröffnet, daß gegen fünf Uhr eine Tafel von achtzig Personen werde in seinem Hause gehalten werden. Das ging ihm aber über den Spas, und er sagte: „Meine Herren, das geht nicht, ich habe nichts im Hause, so viel Leute zu füttern, und keinen Platz.“ Aber man bedeutete ihm, daß er nur sich zufrieden geben solle, man werde schon Alles finden. Da kamen denn des Nachmittags die Leute in den Pfarrgarten, und der Hof wimmelte von Andern, die Pflöcke und Holzscheite zusammenschleppten, und bald erhob sich auf dem Rasenboden eine lange, vielbeinige Tafel mit Bänken; und zum Schluß holten sie ungefragt des Pfarrers Lehnstuhl und stellten ihn oben an. Aus den Wagen kamen die Speisen: in der Pfarrersküche waren Köche und Handlanger genug, und den Pfarrer

gelüftete es nur manchmal, hinein zu schauen und auszukundschaften, was diese Alle fabrizirten. Endlich ward aufgetragen, und zum nicht geringen Erstaunen der Pfarrers, der mit eingeladen war, wanderte ein Gang nach dem andern aus seiner Küche. Mitten unter den Generalen und Offizieren saß der Pfarrer als Gast. Aber als der Toast auf den soeben eingetroffenen Sieg von Spichern erklang, da stieß er nicht mit an, sondern erbat sich das Wort und sagte, daß es ihn mit Wehmuth erfülle, daß sein Volk geschlagen wäre, und man möchte ihm doch nicht übel nehmen, daß er nicht mit angestoßen. Worauf ihn der Kronprinz getröstet und gesagt: daß er seine Gesinnung nur ehren könne.

Am Abend verlangte es doch den Pfarrer, als Alles zur Ruhe gegangen, zu wissen, wo die „himmelvielen Leut“ alle in seinem engen Pfarrhaus untergekommen. Und er zog seine Schlappen an, nahm seine Laterne und visitirte. Da lagen sie denn in der Scheune und im Stall, auf dem Heuboden, oben und unten in seinem Hause, Alles voll, und zuletzt stieg er auch auf den Speicher. Da erschrak er aber; denn Alles war droben schneeweiß. Er wußte nicht, was das war: Schnee war doch keiner im August gefallen, aber siehe da! unter der weißen Decke, da sagte es, als ob einer ein Brett durchbohren wollte, und es bewegte sich — dann blies es wieder so merkwürdig — endlich kam er der Sache auf die Spur. Die ehrlichen Land-

wehrleute hatten sich auf dem Speicher, in welchem es keine Betten noch Heu gab, über die aufgehängene Wäsche der Frau Pfarrerin hergemacht und sich in ihre Leintücher und Tischtücher sammt den Servietten gehüllt, um möglichst weich zu schlafen. „'S ist nur gut,“ sagte er, „daß sie nichts davon weiß. Denn was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß.“ Damit ließ er die weißen Schläfer fortschnarchen und ging still in seine Studirstube und ließ sich neben Rosenmüller's Scholien und Reinhard's Predigten zum Schläfe nieder.

Des Morgens wurde zum Ausbruch geblasen, der Pfarrer zog wieder seinen Frack an und stellte sich mit dem Hut unter dem Arm unter die Hausthüre und sagte „Christlich-demüthig“ Lebewohl. Ob er eine Tafel angebracht in seinem Staatszimmer mit der Inschrift: „Hier logirte am 8. August 1870 S. K. Hoheit der Kronprinz von Preußen mit sechzig Mann, Fußvolk und Reiter!“ das weiß der Verfasser nicht, glaubt's aber schwerlich. — Daß es aber zu einer weiteren Correspondenz zwischen dem Pfarrer und dem Kronprinzen kommen sollte, das hatte der Pfarrer nicht geahnt. Und doch geschah's. Denn aus dem Orte waren eine Menge Bauern mit Wagen und Pferd mitgenommen worden, um dem Heere Fuhrdienste zu thun, weit hinein nach Frankreich. Alle waren zurückgekommen, nur einer nicht. Ob sie ihn besonders in Ehren hatten oder aus welchem Grunde — kurz, sie

nahmen ihn mit bis Versailles; kein Brief kam, keiner traf ihn. Daheim aber hatte er sein Weib und seine Kindlein; er selbst war fort ohne Mantel und war ein schwächliches Männlein mit allerhand Bresten behaftet, so daß man nicht anders glaubte, als er wäre irgendwo am fremden Ort gestorben. Da kam einmal eine dunkle Nachricht, daß er noch lebe und bei der und der Eskadron der Dragoner als Fouragefuhrmann in der Armee des Kronprinzen noch fungire. — Die Frau kam zum Pfarrer und bat ihn, doch ihren Mann los zu machen, oder selbst zu holen; sie wollte gern das Reisegeld zahlen. Der Pfarrer sagte: „Ja, liebe Frau, recht gern, aber heuer ist schlecht reisen, wo alles voll Militär liegt, und man nicht weiß wie und wo.“ Als ihre Angst aber um den Mann immer höher stieg und ein Kindlein geboren werden sollte, da machten sich etliche Bettern auf und kamen mit dem Pfarrer zum Verfasser.

Der setzte dem Pfarrer, der noch nicht in der preussischen Titulatur sich zurecht gefunden hatte und noch schwankte, ob er anfangen sollte: „Herr Kronprinz“ oder sonst mit einem Wörtlein — einen schönen Brief auf, worin er den hohen Herrn an sein Nachtquartier im Pfarrhause erinnerte und an den sanften Schlaf, den er gepflogen, und schilderte dann die Noth der armen Frau, und wie der hohe Herr ja auch wisse, wie's thue, von Weib und Kindern fortzugehen.

Und siehe da — nach acht Tagen kommt von

Verjailles her der Mann mitsammt dem Wagen und richtet einen schönen Gruß aus vom Kronprinzen „an Alle“, und konnte nicht genug erzählen, wie man ihn „gut gehalten“, und auf die Eisenbahn gesetzt, damit er ja schnell zur Taufe noch käme, und ihm Wein und einen Kalbsbraten mitgegeben; von welchem er aber wenig gegessen, denn er sagte: „Der ist vom Kronprinzen; so einer kommt nicht alle Tag', da sollen die Andern auch mitessen.“ Aber das Beste war, daß das schwindsüchtige Männlein stark und dick geworden und nicht mehr hustete.

So war denn Freude, und der Verfasser freute sich auch, denn er bekam einen Korb herrlicher Äpfel geschenkt für seinen schönen Brief von den dankbaren Bettern. Vom Kalbsbraten aber sah er nichts. Der Pfarrer aber dachte: „Respect vor dem Kronprinzen, daß er auf eines Pfarrers Brief so schnell antwortet. Wer weiß, wozu es gut ist, daß so ein hoher Herr bei Einem übernachtet!“ Vielleicht kommt er einmal nach Berlin und stellt sich „christlich-demüthig“ vor und fragt, ob beim Kronprinzen kein Nachtquartier für ihn sei und verspricht, sich nicht in die Tischtücher und Servietten der Frau Kronprinzessin zu wickeln, wie seine Gäste es bei ihm gethan.

Wer das: „Seid gastfrei ohne Murren!“ noch nicht gelernt hat, für den ist der Krieg und die Einquartierung ein probates Mittel, solch' goldnes Sprüchlein zu lernen. Denn wenn das Murren kommt,

dann murmelt die Einquartierung auch, und das giebt ein schlechtes Duett und ist weder lieblich noch wohl-
lautend. — So ist's einer guten Pfarrerin ergangen, die das Murmeln, zu dem sie einige Lust zeigte, blitz-
schnell verlernt hat. Als die Deutschen bei Wörth und Weißenburg längst gewonnen hatten, hielt sie's für eine Gewissenspflicht, zu den Franzosen jetzt doppelt fest zu halten, da man im Unglück nicht Jemanden verlassen sollte. Darum hatte sie sich's fest vorgenommen: „Wenn die Deutschen kommen, dann wird kein Wort Deutsch geredet, wiewohl sie's aus dem Fundament konnte, — sie bekommen nur das Nöthigste zu essen, aber alles Gute wird fortgeschafft, kein Bett und keine Matratze hergestellt.“ So war's beschlossen, und daran sollte keine Maus einen Faden abbeißen. Sie dachte: „Haben die Preußen ihren Kopf, habe ich meinen auch, und einer ist den andern reichlich werth.“

Da siehe! Ein paar Tage darnach, — es regnete und stürmte draußen recht lustig, und im Pfarrhäuslein war's recht „lecker“, wie sie im Bergischen, und „mollig“, wie sie im Berlinischen sagen — da klopft's, und draußen stehen neun ganze Mann Preußen, todtmüde und hungrig und zersezt und verfroren — so ziemlich Alles bei einander, was einen Menschen verdrießlich machen kann, und zeigten ihre weißen Empfehlungskarten vor. Da machte sich die Pfarrerin auf und wollte einmal gehörig „murmeln“. Aber —

die Leute sehen und mit ihrer weichen freundlichen Stimme sagen: „Kommt herein, lieben Leute, und wärmt Euch,“ das war Eins. Und den Landwehrleuten ward's wohlig um's Herz, als sie das hörten und setzten sich still an den Ofen. Dann rief sie ihre „Buben“, die schleppten nach einander her, was Gutes im Pfarrhaus war, und die Magd mußte die Betten rüsten, wo sonst nur die Herren Amtsbrüder schliefen. Und die Landwehrleute dachten: „Diesmal sind wir auf einen extra guten Boden gefallen“ und thaten ein Uebriges in Höflichkeit und Bescheidenheit. Der Pfarrer hatte schon lange mit sichtlichem Wohlbehagen seiner tapferen Frau zugesehen und gedacht: „Sie ist eigentlich auch ein wackerer Soldat, denn in den Sprüchen steht nicht umsonst: Wer seines Muthes Herr ist, der ist besser, denn der Städte gewinnt.“ Er setzte sich zu den Soldaten und grüßte sie mit dem Weihnachtsgruße, und die neun legten sich zu Bette und schliefen bis in den hellen lichten Morgen hinein. Am andern Abend kam der Abschied, und der Pfarrerin ward's ordentlich schwer. Aber sie sollte für ihr „Nicht murmeln“ und ihren unterdrückten Patriotismus doch belohnt werden. Denn beim Abschied sagten die Leute: „Sie könnten ihnen Nichts geben als Dank für die Bewirthung,“ aber das wollten sie versprechen: „Sie wollten menschlich mit jedem Franzosen verfahren, der in ihre Hand käme, weil sie auch so menschlich aufgenommen worden wären in

Frankreich im Pfarrhaus.“ Und die Pfarrerin hat dabei ihre eigenen Gedanken gehabt über glühende Kohlen, von denen irgendwo was geschrieben steht, was der geneigte Leser hoffentlich auch kennt. —

Freilich ist's nicht in allen Pfarrhäusern so ohne Murmeln abgelaufen, und der Verfasser erinnert sich noch wohl der Klage eines Herrn Amtsbruders, zu dem die Leute des Nachts um Eins in's Haus gefallen seien und eine gebratene Gans, Cotelettes und andere Delikatessen begehrt hätten. Die Leute hätten sich dann in seiner Studirstube häuslich niedergelassen und seine Bibliothek schändlich gemißbraucht. Aber der Verfasser hat sich auch das andere Ohr offen gehalten, wie der Kaiser Maximilian, hochseligen Angedenkens, gethan, der das andere Ohr immer für den Verklagten offen ließ. Denn „Eines Mannes Red' ist keine Red', man muß sie hören alle Beed!“ — Da hörte er denn vom andern Theil, daß der Herr Pfarrer eben sehr gemurmelt hätte und Nichts hätte herausgeben wollen; da hätten sie mal viel gefordert, um doch wenigstens etwas zu kriegen. Der Verfasser aber dachte: „Wie's in den Wald schreit, so schreit's wieder heraus.“ —

3. Der heilige Abend im Kriege.

Endlich will der Verfasser noch erzählen, was ihm selbst begegnet ist. Nicht von seinem wunderbaren Küster, dem Adolf Pulvermacher, — wiewohl sich von

dem auch ein Büchlein schreiben ließe — sondern von seinen Soldaten.

Wenn so die liebe Weihnachtszeit kommt, da wird's auch unter dem blauen Rock unruhig an einer gewissen Stelle unter den Rippen, die man kurzweg „Herz“ heißt. 's kommt, man weiß nicht wie, so ein wunderbarer Zug nach Hause, und manch' Einem wär's fast gegangen wie dem Schweizer, der auf der Straßburger Schanz das Alphorn blasen hörte und den's verlockt hat, zu desertiren. Das wußte der Verfasser auch, hatte ihm doch ein ehrlicher Ostfrieße gestanden: „Ich werde fuchswее—ld, wenn ich am heiligen Abend nicht zu Hause bin.“ Drum dachte er: „Du willst's den Leuten am heiligen Abend heimlich machen, so gut es geht.“

In der Kirche im Chor wurde ein hoher Tannenbaum aus den Vogesen aufgepflanzt, so kerzengrad wie der rechte Flügelmann von der Potsdamer Leibcompagnie; der wurde geziert mit allem Schönen, was man haben konnte. In ein großes, französisches Kanonenrad wurde der Tannenbaum befestigt und dann angezündet. Hinter ihm stand ein ganzes Musikchor, das spielte die alten, lieben Weihnachtslieder, und der Chor sang die trauten Weihnachtsweisen aus der Heimath. Da floß manch' bärtigem Landwehrmann die Thränen aus den Augen in den Vollbart, und er schämte sich ihrer nicht, und er that Recht daran. Denn vor seinen Augen stand ihm die Jugend, und das Weib und die Kinder, und an

das Alles darf ein Mensch mit Thränen denken, wenn er ferne ist. An jenem Abend war nicht schwer predigen und doch wieder schwer. Denn wenn das Herz voll ist, geht der Mund über, aber wenn's zu voll ist, dann bringt's auch nichts heraus.

Nach der Kirche war die Nachfeier im großen Saale einer Artillerieschule. Der Verfasser hatte in der Heimath jene berühmte, endlose Schraube angelegt, mit der man den Leuten das Geld aus den Taschen herauswindet, und auch ein Sümmllein erhalten und selbst etliche Kisten mit warmen Kleidern heraufgewunden. Der ganze Saal war geziert mit Tannenreis und einem neuen, großen Christbaum. Auf langen Tischen waren die Gaben für jeden Mann aufgelegt. Mit dem Gesange: „Gelobet seist du, Jesus Christ“ wurde begonnen und mit Gebet. Es war allerhand Volk da — Berliner, Pommern, Württemberger und Rheinländer, alle um den einen Christbaum. Nach der Bescheerung ergriff ein redekundiger Württemberger das Wort und brachte folgenden „Wonsch“ aus: „I wünsch, daß die scheene Dinigkeit, die heint in Borschein kommen ischt, zwischen uns Wirdenberger un Preußen, au noch länger fort dauern meege.“ Worauf Alle einstimmten und den Kameraden die Hand boten. Der Verfasser entgegnete ihm: „Wir seien jetzt unter dem alten Eichbaum deutsche Brüder geworden — unter der Tanne des Christbaumes wurden wir Brüder in Christo. Die unter der Tanne eins

würden, die würden auch festhalten unter der Eiche.“ — Darnach wurden die herrlichen Sachen des Christbaumes vertheilt, doch so, daß jeder ein Räthsel zuvor lösen mußte. Das gab dann ein Rathen hin und her. Da hat denn ein ehrlicher, preussischer Landwehrmann um die Erlaubniß, auch ein Räthsel sagen zu dürfen und fragte: „Was ist süßer als Honig und stärker als ein Löwe?“ Da erhob sich im Hintergrunde ein bibelfester Württemberger und sagte: „Dees ischt jo m' Simson sein Räthsel g'wä!“ „Ja,“ sagte der Berliner „janz richtig, Bruder, aber 's ist doch was Anderes.“ Da riethen sie auf der Liebe u. s. w., aber keiner rieth es. Endlich sagte er selbst: „Der Schlaf, denn wenn man mang so recht miede is, da is nix süßers als der Schlaf,“ worüber er mit gehörigem Lachen empfangen ward. Aber stärker als der Löwe? Und der Württemberger sagte wieder: „Der Glaube,“ wofür er auch ein schönes Stück vom Baum erhielt; aber es sollte heißen „der Tod“, weil die Löwen auch sterben müßten. — So ging's noch eine gute Weile fort, zwischen drin wurden Quartette gesungen und dann das Gratias und der Segen.

Das Weh der Sehnsucht war dahinten geblieben — auch „der Fuchswilde“ hatte sich gefreut. In der Nacht läuteten die tiefen Weihnachtsglocken im Münster, und das „Friede auf Erden“ ward zum brünstigen Gebet aus viel tausend Herzen.

Eine gute preussische Klinge.

Schon mehr als einmal hat der Verfasser gedacht, wie das wäre, wenn in einem alten Hause, etwa in stiller Nacht, die verschiedenen alten Möbel oder die Tassen auf dem Schranke, die Bilder an der Wand anfangen zu erzählen von dem, was sie Alles erlebt und gesehen haben. Da würde man Geschichten hören, wie sie kaum Einer schöner erzählen und erfinden könnte. Habe ich doch einmal bei einer Taufe eine goldene Tauffschüssel gesehen aus dem sechszehnten Jahrhundert in herrlicher getriebener Arbeit. Aus diesem Becken sind alle Kinder aus der Familie seit anno 1576 getauft worden. Auf der Rückseite waren viele Namen eingravirt, all' die Namen der Täuflinge. Beim Ältesten der Familie war das Erbstück aufgehoben und wurde dann bei den Tausen herumgeschickt mit sammt dem alten Taufhemdchen in schöner Spitzenarbeit, freilich so goldgelb aussehend wie eine Orange; darin waren alle Männlein und Fräulein

der Familie aus der Taufe gehoben worden. Wenn nun da das goldene Becken und das Taufhemdlein einmal erzählen wollten von all' den Herrschaften, die im Taufhemdlein einst gesteckt und dasselbe verwachsen haben bis anno 1874; welche Kleider sie im Leben getragen vom weißen Taufhemd bis zum weißen Sterbehemd, und was sie zwischen den beiden Alles erlebt — was würde das für eine Erzählung werden! Oder so ein alter Nürnberger Kleiderschrank, außen mit schönen Figuren und Sprüchen versehen und innen drin das Getüch, die Hochzeitsaussteuern und Hochzeitskleider von alten Zeiten her (der Verfasser hat einmal einen solchen gesehen), was könnte der nicht sagen! Vielleicht kämen auch so etliche unliebsame Bemerkungen vor über das junge Geschlecht, dem nichts schön genug ist und das, wenn's auch nicht solide ist, nur auf den Anstrich schaut. Vielleicht würde der alte ehrenfeste Herr auch seine Betrachtungen anstellen über seine Collegen in der „schönen Stube“, während er draußen auf dem Gange postirt ist. Wenn er Nachts die neuen Möbel krachen hört, und der Schlosser alle Augenblicke kommen und das lieberliche Schloß repariren muß, würde er vielleicht so was vom Pharisäer in sich spüren und sagen: „Da bin ich doch ein anderer Kerl gewesen von Jugend an als diese; an mir ist nichts geplagt, noch an meinem Schloß was zerbrochen, sondern kernfest und auf die Dauer, in Hitze und Kälte, bei Sommer und Winter.“ Kurz, der geneigte Leser hat

vielleicht in seinem Hause auch solch' ein Stück von alten Zeiten her, und betrachtet's dann und wann, und kann sich was erzählen lassen, wenn er sein Pfeiflein raucht und die Gardinen seiner Frau einräuchert, damit sie sich besser erhalten wie der Speck im Rauchfang.

Von einem solchen alten Stück hat der Verfasser etwas erzählen gehört, 's war keine Tauffchüssel und auch kein Wefterhemblein noch ein Nürnberger Schrank, aber ein Degen war's, der im Zimmer eines braven preußischen Hauptmanns hängt und neben den andern Waffen sich wie ein König ausnimmt. Ein Lorbeerfranz hängt über ihm und manche bunte Schleife. Die Scheide ist da und dort verwundet, der Griff ist nicht nach ordonnanzmäßigem Muster, und schwer ist der alte Herr auch und keine leichte Fuchtel, die oftmals gerade so leicht ist wie der Herr Inhaber selbst. Der Herr Hauptmann sieht den alten Gefellen immer mit besonderer Freude an, trägt ihn in Friedenszeiten nicht, aber wenn König und Vaterland rufen, dann heißt's: „Herunter mit dir und an meine Seite, du treuer Gefährte aus alter Zeit!“ und der Hauptmann singt vor sich hin mit Theodor Körner:

„Ja, gutes Schwert, frei bin ich
Und liebe dich herzlich,
Als wärst du mir getraut
Als meine liebe Braut!
Hurrah, Hurrah, Hurrah!“

Das kommt daher, daß der Degen nicht von gestern und heute ist und mehr zu erzählen weiß, als der älteste Feldmarschall der Armee. Denn er ist schon lange im Dienste und ist von einem Geschlecht in's andere avancirt, immer beim Ältesten in der Familie geblieben, und Alle haben ihn mit Ehren getragen, wenn er gleich in der Länge der Zeit um ein gutes Stück kleiner geworden ist vom vielen Schleifen. Lassen wir denn den alten Herrn erzählen:

Es war im Jahre 1686. Da war böse Zeit im Lande Brandenburg, denn überall war Feuer an allen Ecken und Enden, und der große Kurfürst mußte sich seiner Haut wehren, daß man ihm nicht wieder nahm, was er so sauer erworben. Damit es ja keine Ruhe gäbe im deutschen Reich, hatte der „allerchristlichste König von Frankreich“ Ludwig, der XIV., dem deutschen Kaiser Leopold die Türken auf den Hals gejagt und mit ihnen sich verbunden. Die kamen denn auch an unter Kara Mustapha, wie die Heuschrecken ein Land überfluthen, und warfen im Sturmwind Alles vor sich her. Da rief der bedrängte Kaiser die Reichsfürsten auf, mit ihren Heeren zu ihm zu stoßen. Wiewohl der große Kurfürst die Hände voll hatte und seine Soldaten zusammenhalten mußte, so hielt er doch die Reichspflicht hoch und sandte von seinen besten Regimentern nach Wien, gegen die Türken zu fechten. Unter seinen Generalen Schönink und Barfus kamen fünftausend Mann Fußvolk, zwölfhundert

Reiter, sechshundertfünfzig Dragoner, zwölf Kanonen, zwei Mörser und zwei Haubitzen und sechszig Grenadieroffiziere.

In jener Zeit war's, als auf dem alten Schlosse derer von S. Abschied genommen wurde. Das Haupt des Hauses war kurfürstlich brandenburgischer Obristwachtmeister und diente im Regimente, das mit gegen die Türken ziehen sollte. Die Frau schaute ihrem Manne tief in die Augen, als er in voller Rüstung vor ihr stand, den Sturmhut mit den wallenden, schwarzweißen Federn auf dem Haupte, den schweren Lederkoller auf der Brust. Sie brachte ihm die Kinder, die er nach einander herzte und küßte. Seinem ältesten Sohn aber befahl er die Mutter und Geschwister an, daß sie an ihm eine Stütze finden sollten, derweil er fortziehe. Die Schloßfrau lehnte ihren Kopf an die Schulter des Mannes, er streichelte ihr das schöne Haar, das in langen Flechten herabfiel.

„Leb' wohl, Mutter,“ sagte er: „Wills's Gott, komm' ich mit Ehren heim. Ihr betet derweil für mich all' Tag und Stund', daß mich die himmlischen Heerschaaren behüten. Und soll's gestorben sein, dann gedenket mein im letzten Stündlein, daß ich als ein braver Reitersmann Gott zu Ehren und dem Kurfürsten zu Gehorjam gefallen bin.“

Dann gab er seinem Weibe den letzten, langen Kuß und stieg die steinernen Treppen zum Hof herab,

wo sich sein Fähnlein aufgestellt. Die sangen fröhlich zum Abschied das alte Kriegsglied:

„In ritterlichen Kriegeszüg'n
 Mein Herz im Leib mir lacht,
 Ha, wenn die Fah'n im Feld herflieg'n,
 Und manch' Karthaune kracht,
 Dann streit' ich stark mit meinem Gott,
 Für mein lieb Vaterland,
 Der mich verläßt in keiner Noth,
 Frisch brauch' ich meine Hand.

Dann schließ' ich meinen Helmen zu,
 Leg' ein den scharfen Speer,
 Mein Gegenpart erwarten thu',
 Wenn er rennt auf mich her.
 Mein Schwert ist blank, mein Büchf' gelöst,
 Das Roß steigt frisch hinan,
 Mein Schwert den Feind zur Erde stößt,
 Gut! Sache stärkt den Mann.

Herr Christ! stärk' alle Rittersleut',
 Die mit Gewissen gut
 Dein Wort zu ehren sind bereit,
 Zu sterb'n aus freiem Muth.
 Unrechten Krieg gewaltig wehr',
 Der eigen Nutz und Macht
 Mehr sucht als Deines Namens Ehr:
 Drauf sei es frisch gewagt!“

Das Lied war verklungen, der Trompeter blies zum Aufbruch, und hinüber ging's über die Schloßbrücke. Weib und Kind winkten dem Vater lange

nach, bis er im Wald hinter den Tannen verschwand. — Bis dahin hatte das Weib des Obristwachtmeisters sich tapfer gehalten, wie eine rechte Soldatenfrau, die ihrem Mann das Herz nicht noch schwerer macht, als es schon ist beim Abschiednehmen. Sie wußte es, daß Kurfürst und Vaterland das erste Recht hatten, und sie erst die zweite war. Aber da es nun still geworden im Schloßhof, da gedachte sie ihrer schweren Pflicht und ihres Mannes, und weinte einmal sich das Herz heraus und faßte einen frohen Muth und tröstete die Kinder, die so traurig um den Tisch saßen. —

Das brandenburgische Häuflein stieß zu den kaiserlichen Truppen und war hochwillkommen, denn es waren tapfere Kriegersleute, die dem Tod und den Schweden mehr als einmal in's Auge geschaut und auch mit dem Türken guten Muths den Tanz beginnen wollten. Lange kam keine Nachricht, denn dazumal gab's noch keinen Generalpostdirector Stephan, der dem Postfelleisen Füße macht, und das Briefschreiben war auch nicht eine Passion der Kriegersleute, wie bei Manchem heutzutage noch nicht, und Feldpost gab's auch keine. So gingen denn viele Monate hin, ehe die erste Nachricht kam, die ein verwundeter Reitersmann brachte, der heimgeschickt worden war und sich durch viel Mühsal durchgeschlagen bis zur Heimath. Der Obristwachtmeister hatte ihm einen Brief mitgegeben, den hatte er sich in den Koller eingenäht.

In dem Briefe gab er gute Nachricht von sich und daß sie den Türken schon nah' am Wammse wären, aber es gäbe noch manche harte Nuß zu beißen; vorab gelte es, die Festung Ofen zu stürmen, das werde noch einen heißen Tanz geben, denn daß sei kein Rachelofen, sondern ein Ofen, aus dem aus allen Lücken der Tod und der Türke herauschaue. Aber sie sollten Gott vertrauen, daß der auch noch weiter helfen könne, nur frisch am Beten bleiben, vorab wenn's auf Ofen losgehe.

Die Obristwachtmeisterin aber dachte: sind dazumal die drei Freunde Daniel's im feurigen Ofen erhalten worden, kann's auch deinem Manne bei diesem Ofen so gehen, und die Engel Gottes bei ihm stehen. Im Traum sah sie oft ihren Mann den Berg stürmen im heißen Kampf, als ob es ihm an's Leben ginge, dann faßte sie wieder neuen Muth und kämpfte die Sorgen nieder.

Aber eben dort war's, vor Ofen, wo die Geschichte unserer Klinge beginnt. Der Tag war heiß. In Ofen saßen die Türken und kochten drin Kugeln, die sie den Belagerern entgegenwarfen, und heißes Pech. Aber das christliche Kriegsvolk ließ sich nicht beirren, und ein Brandenburger wußte damals schon, daß, wenn eine Festung oder Position genommen werden muß, man sie eben nimmt, ohne viel zu fragen, wie. Die Türken machten einen Ausfall, als sie den Feind schon auf den Wällen sahen und wehrten sich verzweifelt.

Da, in dem Handgemenge suchte sich der Obristwachtmeister einen ebenbürtigen Kämpfer auf und fand ihn auch in der Person eines Aga, was so etwa ein General bei uns ist. Ihm stellte er sich, und nach alter Sitte ließ man die zwei ihren Handel ausfechten. Gewandt und flink mußte der Türke den kräftigen brandenburgischen Hieben auszuweichen, bald vorwärts, bald zur Seite zu springen und mit Stich und Hieb zugleich mit seinem krummen Säbel dem Obristwachtmeister unter den Koller zu kommen. Da erfaßte diesen aber ein hoher Grimm, und mit furchtbarem Hieb fauſte sein breites Schwert von oben herunter, Turban und Schädel zugleich spaltend. Der Aga sank in das Gras, der Obristwachtmeister eilte auf ihn zu. Der Hieb hatte ihn zu Tod getroffen. Aus der krampfhaft geballten Faust nahm er ihm den Säbel als Siegesbeute. Als die Türken ihren Aga fallen sahen, waren sie nicht mehr zu halten. Sie nahmen Reißaus, und nach heißem Sturmloch hatten die Brandenburger die Festung Ofen genommen. —

Mit Ehren und Schätzen beladen, mußte der Obristwachtmeister eilig heim, denn er war dort vom Fieber überfallen worden, gegen das kein Fechten hilft, und dem man auch keines ausweichen kann, wie solch' einem türkischen Aga. Aber sein Bestes war doch der Türkenjäbel. Derselbe war ein ganz absonderliches Stück. Die Kunstverständigen nennen die Masse, aus der er gefertigt, Taban; er zeigt den feinen Rosen-

damast, ganz abweichend von den andern Klingen, ist zweischneidig und hat in der Mitte eine Blutrinne. Der Schloßfrau aber war das Liebste nicht die Klinge, sondern daß ihr Ehegemahl selbst wieder nach Hause gekommen. Ihrer treuen Pflege wich das Fieber; denn die Liebe und die Heimath sind eben ein apartes Heilkräutelein. — Die Kinder jubelten, als sie die prächtigen Federn, die Agraffen aus blitzenden Edelsteinen, die türkischen Teppiche und Schmuckkästchen sahen; aber der Obristwachtmeister lobte seinen Säbel und sandte ihn nach dem Rhein gen Solingen, wo die Schwerdtfeger die Klingen für's deutsche Reich fegen, und ließ den krummen Herrn in's Streckbrett thun und ihm die Säbelbeine biegen, daß sie gerade wurden wie einem Büblein die Säbelbeine in einer orthopädischen Anstalt. In dieser Gestalt ist der Säbel geblieben bis auf den heutigen Tag. Das ist denn der Lebensanfang dieser türkischen Klinge, die nun preußisch gerad' gestreckt worden ist. Denn im Lande Brandenburg konnte man dazumal nichts Krummes leiden, und es wäre alleweg gut, wenn's überall heute noch so wäre, und es keine krummen Finger noch krumme Rücken und Beine gäbe. Aber die streckt man nicht in Solingen noch irgendwo in einer Anstalt. Das besorgt ein treuer Vater am Besten durch probate Hausmittel.

Das tapfere Hilfsheer war heimgekehrt und hatte ein Belobigungsschreiben von dem Herzog Carl von

Lothringen mitbekommen, darinnen vornehmlich das tapfere Verhalten des brandenburgischen Häufleins bei Erstürmung der Festung Ofen, welche die Türken schon über ein Jahrhundert im Besitz hatten, gebührender Maaßen hervorgehoben wurde. Aber außer dem Ruhm und dem Stück Papier, darauf derselbe stand, bekamen sie nichts, wenn sie nicht bei dem türkischen Lager sich etwas „errollt“ hätten. Denn das Haus Oesterreich stand damals in schlechten Finanzen, und der Kurfürst mußte noch viel Geld obendrein bezahlen, dieweil die Oesterreicher die Brandenburger nicht einmal in Schlessien Quartier nehmen lassen wollten. Der Große Kurfürst aber hatte schon mehr dergleichen Undank erfahren und wunderte sich als ein weiser Mann mehr über den Dank als über den Undank der Welt.

Im Jahre 1688 schloß er sein bewegtes Leben mit den Worten: „Komm', Herr Jesu, ich bin bereit.“ Und der Schlaf im Dome zu Berlin war ihm zu gönnen, wo er neben seiner hochherzigen Gemahlin Luise Henriette ruht.

Auch der Obristwachtmeister pflegte der Ruhe auf seinem Schlosse; aber dem Türken ließ es keine Ruhe, sondern der wollte auf's Neue sein Glück probiren und brach unter dem kräftigen Großwesir Kripriili Pascha um's Jahr 1691 wieder los.

Friedrich III. von Brandenburg, der nachmalige erste König, stellte abermals unter dem General von Barfus sechstausend Mann Hilfstruppen. Hatten die

Brandenburger früher unter Max Emanuel von Baiern „dem blauen Könige“, wie ihn die Türken von wegen seiner hellblauen Uniform nannten, gefochten, so stritten sie diesmal unter dem Commando des Markgrafen Ludwig von Baden, der heutzutage noch von den Badenfern der „Türkenlouis“ genannt wird und ein großer Kriegsheld war. Kommt der geneigte Leser einmal in's Karlsruher Residenzschloß, kann er noch viele türkische Fahnen, Zelte und Roßschweife sehen, die der tapfere Markgraf den Türken abgejagt hat. Denn er überfiel die Türken im obigen Jahre am 19. August bei Salankemen und schlug sie total auf's Haupt, so daß der Sultan um Frieden und gut Wetter bat.

Diesmal war der alte Obristwachtmeister nicht mitgezogen, aber dafür sandte er seinen Sohn. Als er Abschied nahm, um zu seinem Regiment zu stoßen, nahm der Alte den Türkenjäbel von der Wand und hing ihn dem Sohn um. „Bring' ihn wieder, den alten Kameraden, und Dich dazu, und hau' die Türken mit ihrem eigenen Säbel, wie David den Goliath mit seinem eigenen Schwerte. Sei getrost und unverzagt und trau' auf unsern Herrgott im Himmel, der's mit frommen Rittersleuten hält. Und wenn Du den Degen ziehst, denk' an Deinen alten Vater.“

Und auch der Sohn kam wieder heil aus der Schlacht. Wiederum mußte der Brandenburger hunderttausend Thaler Kriegsunkosten schwichen, weil

in Oesterreich kein Geld zu haben war, trotzdem der berühmte Dankelmann dem österreichischen Gesandten Freidag alle möglichen Vorstellungen machte, wie sehr sie das Geld selber bei dem vielen Sand in der Mark gebrauchen könnten.

So war die Klinge zum zweiten Male im Feuer und wanderte wieder an ihren Ort, und zur Rechten und Linken hingen zwei eroberte Kopfschweife eines Pascha, mit denen sie sich über die verschiedenen Kriegsläufe unterhalten konnte.

Das siebzehnte Jahrhundert ging zu Ende. Kurfürst Friedrich III. setzte sich als König Friedrich I. in Königsberg die Krone selber auf, zum nicht geringen Erstaunen von allerlei Leuten, und führte einen prächtigen Hofhalt. Darnach kam Friedrich Wilhelm I. an die Regierung, der das Sparen verstand und wußte, daß Hofhalten und Kriegsführen keine wohlfeilen Sachen sind. Darum schränkte er sich in beiden ein; und ohne Noth wollte er seine „langen Kerle“ in Potsdam, die ihm theuer genug zu stehen kamen, nicht todt schießen lassen, denn Mancher kostete dem Könige viele tausend Thaler, ehe er ihn nur hatte, und das Füttern war dann auch nicht wohlfeil.

So ruhte denn auch die Klinge vom Jahre 1691 an und wäre schier in den Friedenszeiten verrostet. Da bestieg Friedrich II. den Königsthron; an Geld und Leuten fehlte es ihm nicht, und bald auch nicht an Feinden, mit denen er anzubinden hatte. Der Kaiser

Karl VI. von Deutschland war gestorben, und Friedrich hielt es nun an der Zeit, endlich einmal zu seinem Rechte in Schlesien zu kommen; da aber Oesterreich es ihm nicht gutwillig zugestehen wollte, brach der Krieg los.

Derweilen lebte auf der alten Burg im Greifenalter der Freiherr, der die Klinge bei Salankemen geführt. So oft er sie sah, gedachte er der alten Zeiten, und wann sie wohl einmal wieder aus der Scheide führe.

In seiner Erinnerung war nur Eines frisch und lebendig, das war die Schlacht bei Salankemen. Es geht ja manchmal so, daß alte Leute einen Punkt in ihrem Leben haben, den vergessen sie nicht und wenn sie sonst Alles vergäßen; sie wissen's auch im Gespräch so einzurichten, daß es immer auf diesen Punkt kommen muß, und dann geht ihnen das Herz auf. So hat der Verfasser einmal von einem uralten Fräulein gehört, deren Schönheit längst in Trümmer gegangen und die kaffeebraune Borstedlocken auf dem schneeweißen Kopfe trug — daß sie in jeder Unterhaltung es fertig brachte, das Gespräch auf den Wiener Congreß zu lenken, während welchem sie als junges Mädchen bei einer Aufführung einmal den Engel des Friedens darstellte. König Friedrich Wilhelm III. sagte ihr nach der Vorstellung: „Einen schöneren Engel hätte man nicht finden können, mein Fräulein.“ Auf diesen letzten Punkt zielte sie, und mußte sich ihn vornehmlich die

liebe Jugend merken. Das war ihre schwache Seite, denn sonst war sie eine treffliche Dame. So war's bei dem alten brandenburgischen Obersten auch. Wollten seine Jungen von ihren Thaten berichten, so sagte er eifrig: „Das ist Alles nichts gegen Salankemen, da hättet ihr dabei sein sollen, als wir unter Ludwig von Baden die Türken in die Pfanne hieben, daß es nur eine Art hatte. So was kommt heutzutage gar nicht mehr vor.“

Den stattlichen Söhnen zuckte es zwar manchmal um den Mund zur „ganz ergebensten Erwiderung“, aber die gab's dazumal noch nicht. Denn der alte Freiherr hielt streng auf die Regel, die Sirach am 32. steht: „Ein Jüngling soll sich halten als der nicht viel wisse, und wenn ein Alter redet, nicht darein waschen,“ was auch bis auf den heutigen Tag eine heilsame Lehre ist.

Aber als der alte Fritz den Krieg erklärte, gedachten sie dem Vater zu beweisen, daß es auch noch andere Schlachten gäbe als zu Salankemen und die alte preußische Tapferkeit nicht ausgestorben sei. Der erste schlesische Krieg brach los. Der Sohn des alten Freiherrn nahm den Degen aus den Händen des Vaters und stieß zum Heere.

Während die Diplomaten und Federstecher sich noch mit einander zankten, wer am meisten Rechte hätte, war Friedrich mit seinem Heere schon nach Schlesien gezogen, um es „einstweilen in Verwahrung zu nehmen,

damit kein Anderer käme, um es dem Hause Oesterreich zu rauben“, und bot der Königin Maria Theresia das Möglichste an, wenn sie gutwillig seine Ansprüche auf Schlesien bestätigte. Da man nun mit der Feder nicht einig werden konnte, so mußte einmal der Säbel anfangen zu reden. Oesterreich sammelte auch seine Truppen und sandte 25 000 Mann unter dem General von Keipperg, den man nothgedrungen aus dem Gefängnisse entließ, in welchem er seit Jahren saß von wegen eines unglücklichen Friedens, den er geschlossen hatte. Dieser General wollte dem König den Vorrath wegnehmen, daß seine Leute nichts mehr zu essen hätten. Da dachte der König: Der Hunger ist noch schlimmer als der General Keipperg und beschloß, ihn anzugreifen bei Mollwitz, am 10. April 1741. Dies war die erste Schlacht, die Friedrich schlug, und an einer ersten Schlacht hängt viel; denn die Leute urtheilen meist nach dem Ersten, was man thut. Ganz wohl war es dem König nicht zu Muthe, und auch die Möglichkeit zu fallen, war ihm nahe genug. „Das Leben der Könige wird ebenso wenig geachtet, wie das Leben der Gemeinen. Ich weiß nicht, was aus mir wird.“ So schrieb er noch in der Nacht. Früh Morgens ging die Schlacht los. Ueber dem regelrechten Aufstellen des Heeres, wie's in den Büchern stand, ging viele schöne Zeit verloren. Hätte Friedrich die nichts ahnenden Oesterreicher überfallen, so wäre wahrscheinlich das ganze Heer vernichtet worden; so aber ließ er ihnen

Zeit, sich zu ordnen. Zwar schoß die preußische Artillerie gut, aber die Reiterei wurde durch die Oesterreicher über den Haufen geworfen und richtete entsetzliche Verwirrung an. In den Strudel der Flucht wurde auch der König mit fortgerissen. Alles schien verloren, da auch der rechte Flügel ohne Deckung war. Aber da entschied wieder einmal das stramme Exerciren. Wie eine Mauer standen die Grenadiere und schossen, das eine Glied kniend, das zweite gebückt, das dritte stehend, als wären sie auf dem Potsdamer Exercirplatz, und jagten so die feindlichen Reiter auf ihr eigenes Fußvolk zurück. Da sah der Graf Schwerin die Verwirrung beim Feinde, ergreift die Fahne und dringt mit dem ganzen Heere auf den erschreckten Feind und entschied den Sieg des Königs. Eben beim Schwerinschen Corps stand der Inhaber des Degens. Der Kampf war heiß, denn mit seinem Bataillon stieß er auf einen überlegenen Feind. Durch Zuruf und That feuerte er die ermatteten Leute an, auszuhalten; rings um ihn fallen die Braven, aber ihn schont jede Kugel. Da tönt überall der Siegesruf, und mit seinem gelichteten Häuflein kommt er zurück. Am folgenden Tage traf der König ein, der es eingestand, mit dem General Reiperg gewetteifert zu haben, „wer die meisten Fehler mache.“ Der König kam mit dem blauen Auge diesmal davon. Der Sieg war aber von unermesslicher Bedeutung. Hatte doch zum ersten Male die „Potsdamer Wachtparade“ sich mit dem berühmten

österreichischen Feind gemessen! So sank denn der Glanz und der Schimmer und mit ihm die Furcht, geschlagen zu werden. Mit solcher Furcht ist's nicht anders, als wie wenn die Späzen einmal merken, daß der ausgestopfte Mann im Felde, der als Vogelscheuche dient, nicht lebendig ist. Da setzen sie sich zuletzt ganz keck selber oben drauf auf seinen alten Hut und verzehren, was sie geraubt haben. Oder 's ist wie ein Büblein, das zuerst in das Examen kommt, und dem das Herz in die Hosen fallen will, dieweil es meint, daß der Herr Schulrath Einen mit Haut und Haar verschlinge, wenn man einmal ein Wörtlein nicht wisse. Nachgerade merkt aber das Büblein, daß nichts so heiß geessen wird, als man's kocht, und daß selbst der Herr Schulrath so zu sagen noch ein Herz im Leibe hat, ja daß der gestrenge Herr sogar in Gegenwart des Cornelius Nepos lachen kann, was gewiß etwas auf sich hat. Die bange Furcht ist aber dahin.

Der König benutzte seinen Sieg und drang nach Mähren vor und nahm Olmütz, belagerte Brünn vergeblich und zog sich wieder nach Böhmen zurück. Während er in Czaslau das Lager aufschlug, campirten die Oesterreicher bei Chotusitz. Diesmal aber war der König schneller bei der Hand und griff am 27. Mai 1742 an und schlug sie völlig. Wiederum war bei dem blutigen Kampf die Klinge dabei, und auch beim Einzug in Berlin, wo der junge, siegreiche König mit Begeisterung empfangen wurde. So war eine Weile

Ruhe. Der Sohn kehrte heim zum Vater Freiherrn, der ihn mit offenen Armen empfing. Als der Sohn erzählte von dem, was sie erlebt, von der Schlacht bei Mollwitz und ihrem Sieg und wie fest die Leute gestanden, da kam doch über die Lippen des alten Herrn die Anerkennung, denn er sagte: „So war's recht, 's war fast gar wie bei Salankemen.“ —

Bald darauf starb der alte Freiherr, nachdem er es noch erlebt, daß Einer auf dem Throne saß, der endlich einmal alte Schulden eintrieb und sich nicht auf der Nase tanzen ließ. Der älteste der Söhne hängt den Degen mit seinen Ehrenkränzen an die Wand und verwaltete in Frieden sein Gut.

Lange aber hatte der König keine Ruhe, und sein Schlessien wollte ihm Oesterreich nicht auf zwei unglückliche Schlachten hin lassen. So brach der zweite schlesische Krieg aus. Der Freiherr aber hatte seinen Aeltesten schon in Bereitschaft. Die alte Klinge wurde auf's Neue gefeigt und zog wieder mit in den Krieg.

Der König hatte aber in dem ersten Kriege etwas gelernt und benutzte die Zeit bis zum andern Kriege. Denn man kann auch aus seinen Fehlern geschicht werden, wie sie am Rhein sagen, wenn einer sich an einem Schrank den Kopf anrennt: „da wird man nicht dummer davon,“ notabene, man merkt sich's und nimmt sich das nächste Mal in Acht. So sah der König, daß die preussische Reiterei, die einst unter dem

berühmtesten Schneidermeister a. D., dem Generalfeldmarschall Derfflinger, herrlich florirte, jetzt nicht mehr den alten Ruhm bewährt hatte. Darum mußte die Cavallerie manövriren lernen. Der König gab den berühmten Befehl: „Es verbietet der König hierdurch allen Offizieren der Cavallerie bei infamer Cassation, sich ihr Tage in keiner Aktion vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attaquiren.“ Und das haben sich die Cavallo-risten bis auf den heutigen Tag gemerkt.

In einem Cavallerieregimente, und zwar bei den baireuthischen Dragonern, diente der Sohn des Freiherrn, der jetzt statt des Vaters den Degen führte. Als der König Unrath merkte, dachte er seinen Feinden zuvorzukommen und brach mit seinem Heere, 80 000 Mann stark, nach Böhmen auf und belagerte Prag. Aber die Desterreicher rückten mit einem großen Heere in Böhmen ein und vereinigten sich mit den Sachsen und schnitten ihn von Prag ab, so daß er sich nach Schlesien zurückziehen mußte. Da wandte sich aber das Blatt gegen den König. Desterreich bekam freie Hand und schloß mit seinen Feinden Frieden, um seine ganze Macht gegen Friedrich zu wenden. Unter Carl von Lothringen rückten die Desterreicher in Schlesien ein. Dem König blieb nichts übrig, als es auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Auf den Höhen von Hohenfriedberg lagerte das österreichische und
 Frommel, In des Königs Rod. 6

sächſiſche Heer, der König und ſein Heer zwiſchen Schweißnitz und Striegau.

Am 4. Juli 1745, in der Mitternacht, ſetzte ſich das Heer in Bewegung, und als der Morgen graute, gab der König Befehl zum Angreifen. Um vier Uhr Morgens hallte der Donner durch's Gebirge und weckte die überraschten Feinde. Unter dem General Winterfeldt drangen die Truppen vor und verdrängten die Sachſen. Nur mit großer Mühe konnte der linke feindliche Flügel geworfen werden, da die Preußen mit dem ihren zu weit links gekommen waren. Um ſieben Uhr Morgens war der feindliche Flügel lahm gelegt, dafür aber ſuchte der öſterreichiſche Feldmarſchall nun auch den preußiſchen dazwiſchen zu kriegen, der abſeits gekommen war. Der ſchlimmſte Feind der Preußen, der Feldmarſchall Daun, „der Zauderer“ ſonſt genannt, ſandte ein furchtbares Feuer unter die Preußen. Erbittert darüber, daß ihre Kameraden ſo jämmerlich zuſammengeschossen wurden, brachen plötzlich die baireruther Dragoner unter dem General von Geßler mitten durch eine feindliche Lücke, die ſie erſpäht hatten, und zwar mit ſolcher Wucht, daß ſie den ganzen öſterreichiſchen rechten Flügel über den Haufen warfen. Zwanzig Bataillone Deſterreicher waren geſchlagen, ſiebenundſechzig Fahnen erobert und vier Geſchütze. Den Sieg vollendete die Infanterie, die mit gefällttem Bajonnett die Feinde bis nach Königgrätz zurückwarf. Wunderbar — hunderteinundzwanzig

Jahre nachher, fast am selben Tage, war die Schlacht bei Königgrätz — in welcher die alte Klinge wieder auf demselben Plage erschien! Der König gab dem Regiment auf dem Schlachtfelde selbst ein Belobigungsschreiben und das Recht, den Hohenfriedberger Marsch zu blasen, der bis zum heutigen Tage noch das Eigenthum des jetzigen Kürassierregimentes „Königin“ ist. Morgens um acht Uhr war Alles entschieden. Die Klinge hatte wieder ihren Dienst gethan und wanderte mit dem unverfehrt gebliebenen Inhaber abermals zurück in's väterliche Haus. Hatte der frühere Inhaber von der Schlacht bei Salankemen geredet und wie's da zugegangen, so wußte der jetzige von Hohenfriedberg zu sagen und meinte: „So was sei noch nicht dagewesen und werde auch nie wiederkommen.“ Aber der alte Herr, der zu Mollwitz mitgefochten, meinte: „Mollwitz sei auch kein schlechter Witz gewesen.“

Der König war um acht Millionen Thaler ärmer geworden und hatte nicht einen Fleck Land bekommen, aber dafür Ruhe für eine Weile und konnte Wunden heilen und auch in stillen Abendstunden die Flöte blasen. Derweilen hatte der Freiherr Zeit, sich den Hohenfriedberger Marsch vorzupfeifen, wenn er Lust hatte. Aber allzulang sollte das Flötenblasen und Pfeifen nicht dauern, und die Trompeten mußten wieder an die Reihe kommen.

Mit dem Jahre 1756 war der Friedensvertrag

mit Frankreich zu Ende gekommen, und als der König ihn erneuern wollte, merkte er bald, daß die Sache einen Haken hatte. Dort in Frankreich herrschte die Frau von Pompadour, in Oesterreich Maria Theresia und in Rußland Elisabeth, und die drei hatten es auf den König schlecht stehen. Maria Theresia insbesondere konnte den Verlust von Schlessien und das Emporkommen Preußens nicht verwinden und ließ alle Minen springen, um den König endlich zu demüthigen.

Da beschloß Friedrich nicht erst zu warten, sondern den ersten Trumpf gleich auszuspielen und zu zeigen, daß er seinen weiblichen Gegnern in die Karten geschaut und rückte mit seinem Heere nach Sachsen ein. —

Der alte Hohenfriedberger Freiherr hatte wieder einen Sohn, den er mitsenden konnte, und gab ihm die Klinge mit: „Halte Dich gut, wie ich bei Hohenfriedberg, mein Sohn,“ sagte er zu ihm, als er ausrückte.

Der König nahm das sächsische Heer bei Pirna gefangen und steckte zu seinem größten Schaden die Sachsen in preußische Uniformen. Denn damit, daß man Einem eine Uniform anzieht, hat man deshalb noch keinen treuen Landsmann gemacht. Im Jahre 1757 zog das preußische Heer in fünf Colonnen herein nach Böhmen. Die Oesterreicher wurden nach Böhmen zurückgedrängt, nachdem es zur Schlacht bei Lobositz gekommen war. Dort fehlte es den Preußen im linken Flügel an Pulver, und als die Leute unruhig werden

wollten, rief der Herzog von Bevern: „Kinder, habt ihr denn keine Bajonnette?“ Und in geschlossenen Reihen machten sie den Bajonnettangriff und warfen den Feind. Der König aber schrieb an Schwerin: „Nie haben meine Preußen solche Wunder der Tapferkeit verrichtet, seitdem ich die Ehre habe, sie zu commandiren.“

Für's Erste hatte der König Lust, da sein Gegner sich verzog. Der aber feierte nicht, sondern brachte drei neue Feinde gegen den König auf: Frankreich, Schweden und das heilige römische Reich, welches unter dem Hildburghäuser Prinzen den brandenburgischen Störenfried bestrafen sollte, und mit den Dreien zog Oesterreich und Rußland. Im Ganzen sollten 500 000 Mann gegen den König von allen Ecken und Enden heranrücken, um ihn wieder zum brandenburgischen Kurfürsten zu machen. Zu Friedrich standen England, Braunschweig, Hessen = Cassel und Gotha mit seinen Truppen, zusammen nur 200 000 Mann, aber ein König wie Friedrich an der Spitze.

Der König suchte zuerst die Oesterreicher auf und traf sie bei Prag. Ueberrascht und betroffen konnten sie erst im letzten Augenblick sich sammeln; der gefährliche Daun stand noch einen Tag weit zurück. Darum drängte der König zur Schlacht, die dann auch am 6. Mai losbrach. Wohl mahnte der alte Schwerin, noch einen Tag zu warten, damit die Truppen sich erholen und das übrige Heer über die Moldau nach-

kommen könnte. Aber der König jagte: „Nichts, nichts, es muß noch heute sein; frische Fische, gute Fische!“ „Nun, wenn es denn sein muß,“ entgegnete Schwerin und drückte dabei den Hut heftig in's Gesicht, „so will ich den Feind gleich angreifen, wo ich ihn sehe.“

Unter Schwerin focht der Freiherrnsjohn mit der alten Klinge. Der Tag war heiß, der blutigste im ganzen Kriege. Um neun Uhr fing's an. Die Oesterreicher standen auf einem hohen Felsen und waren noch durch einen tiefen Graben vor jeden Angriff sicher und sandten ein mörderisches Feuer auf die Preußen, die im Schlamm und sumpfigen Wiesen- grunde nur langsam herankommen konnten. Als sie endlich heran waren, da streckte in wenig Augenblicken ein Kartätschenhagel über tausend Grenadiere vom Regiment Winterfeld zu Boden, aber die Tapferen wichen nicht. „Lasset uns heran, ihr habt Ehren genug gehabt,“ riefen die Nachstürmenden. Es schien, als ob Alles vergeblich und verloren sei. Wohl sprengte der Prinz von Schönau mit seiner Reiterei die feindliche, aber sie mußte wieder zurück. Da brach Zieten „aus dem Busche“ mit seinen Husaren hervor, jagte in gestrecktem Lauf heran und zersprengte die Reiter bis hinein in die enggeschlossenen österreichischen Kürassiere. Nun ergriff der alte Schwerin, der dreiundsiebenzigjährige Greis, die Fahne des zweiten Bataillons seines Regiments und rief: „Heran, ihr Kinder,“ und entgegen ging's den Feuerflühen. Kaum einige

Schritte war er gegangen, als er, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, nieder sank. Die Grenadiere sahen ihn fallen, der Opfertod ihres greisen Führers nahm nicht den Muth, sondern entflammete sie zum letzten Sturm. Der General Manteufel hob die Fahne auf, General Fouqué, dem eine Kugel den Degen aus der Hand gerissen, ließ sich einen andern reichen und an die verwundete Hand binden, des Königs Bruder, Heinrich, sprang vom Pferde und stürmte mit seinen Leuten zu Fuß die Batterie. Drüben bei den Oesterreichern fiel ihr Feldmarschall Browne, der Prinz von Lothringen, mußte weggetragen werden: da entschied der König, den Schrecken der Oesterreicher benutzend, mit dem Mitteltreffen den Sieg.

Wohl hatte der König gesiegt, aber der Sieg war theuer erkauf. Ueber 16 000 Preußen waren gefallen, darunter Schwerin, den der König allein für 10 000 Mann taxirte. „Die Säulen des preußischen Fußvolks sind gefallen,“ schrieb Friedrich.

Die Klinge hatte wieder ihren Dienst gethan, und unverletzt war der Inhaber aus der furchtbaren Schlacht wieder gekommen. Er schrieb nach Hause, wie es ihm ergangen. Dem alten Hohenzriedberger Freiherrn fielen die Thränen aus den Augen, als er vom Tode Schwerin's hörte und von dem großen Verluste, den die Preußen vor Prag erlitten. Es war ihm, als sei er selbst dabei gewesen, und es suchte ihm in den Gliedern, ob er nicht noch einmal

wagen solle, mitzuziehen, da der König gewiß Soldaten brauche. Es hat eben etwas auf sich bei einem rechten Soldatenherzen, wenn es die Andern streiten und fallen sieht, und kann selbst nicht mit. Mit dem blauen Rock zieht ein rechter Soldat den Soldaten noch lange nicht aus. Kommt's doch vor, daß ein Husarengaul, der wegen Leibeschwachheit in Abgang decretirt worden und friedlich des Bauern Pflug führt, noch einmal anfängt, mit sammt dem Pflug zu exerciren, wenn er auf dem Acker die Musik und die Signale hört, die ein Husarentrupp auf der Landstraße ausführt.

Dem alten Freiherrn war's aber doch eine Freude, daß sein Junge sich brav gehalten und heil aus den Kugeln gekommen war; was aber das Mitziehen betraf, so legte ihm sein treues Weib ein sanftes Pechpflaster auf das unruhige Herz und sagte: „Liebster Alter, es ist recht schön von Dir, daß Du noch einmal mit willst in des Königs Dienst, aber bedenke, daß der König keine bresthaften Leute brauchen kann, die ihm in's Lazareth liegen. Du hast eben doch bei Hohenfriedberg was abgekrigt, und in Deinem rechten Arm und linken Fuß da bläst der Schmerz den Hohenfriedberger Marsch in allen Tonarten, und vielleicht könnt' auch bald ein Todtenmarsch d'raus werden. Hast Du doch Deinen Buben mitgeschickt, und wenn Du willst, so schick' den Hans nach, den Nesthocker, den siebzehnjährigen. Es thut mir zwar weh, aber ich laß ihn gern ziehen, wenn der König ihn braucht. Du bleibst

aber bei mir, mein Alter, und tröstest mich, wenn Gott ihn nehmen sollte.“

Der alte Freiherr reichte ihr die Hand. „Du bist ein braves Weib, Mutter, und hast Recht, wie immer.“

Der junge Mann wurde ausstaffirt, und am Abend war er schon auf dem Wege zum Heere. Er trat unter die Reiter Seydlitzens und kam eben recht.

Der König konnte Prag nicht nehmen und ließ sich unbedachter Weise bei Kollin in die unglückliche Schlacht ein. Zum ersten Male war sein Glück gewichen. Aber die Klinge war nicht dabei, da der Inhaber derweilen abcommandirt war. Aber ein Unglück bleibt nicht allein. Von allen Seiten kam's. Seine Bundesgenossen waren im Norden geschlagen und machten Frieden mit den Feinden, ohne den König zu fragen. Dafür fielen die Schweden in Pommern ein, und die Russen eroberten Memel, und die Oesterreicher machten hinter dem Rücken des Königs eine Excursion nach Berlin und brandschatzten die Residenz. Zu diesen Feinden im Rücken kam noch ein großes französisches Heer unter dem Prinzen Soubise, dem die Reichsvölker unter dem Prinzen von Hildburghausen sich angeschlossen. Also Feinde ringsum, vorn und hinten.

Da zeigte sich aber der Muth des Königs, der wie einst ein Anderer dachte: „Viel Feind', viel Ehr!“ Er sandte seinen Reitergeneral Seydlitz ab, die Franzosen aus Gotha zu vertreiben. Die hatten sich

dort häuslich niedergelassen und saßen im herzoglichen Schlosse eben zur Tafel und spitzten den Mund zu den Leckerbissen, als „Junker Seydlitz“ ihnen Pfeffer in die Suppe streute. Denn mit 1500 Mann kam er herein geritten wie ein Sturmwind und jagte die 8000 Franzosen zur Stadt hinaus und setzte sich selbst an den Tisch. Denn er dachte: „Gedeckt und gekocht ist doch schon, und daß das Süpplein ein wenig kalt geworden, verschlägt einem preußischen Magen wenig, der mancherlei vertragen kann.“ Zu eben diesem tüchtigen Ritt kam der junge Reitersmann noch eben recht. Aber die Franzosen schämten sich und kamen auf Leipzig zu. Friedrich vereinigte sich mit seinem Feldmarschall Keith, und es kam zur Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757.

Als Friedrich das feindliche Lager recognoscirt hatte und, um nicht sein geringes Häuflein, 20 000 Preußen gegen 44 000 Franzosen, durch einen Sturm zu opfern, nach Roßbach gezogen war, so dachten die Franzosen nicht anders, als daß Friedrich den Rückzug angetreten, und spotteten über den „Marquis von Brandenburg“, mit dem man so „eine Art Krieg“ führe, was eigentlich zu viel Ehre sei. Der Prinz Soubise sah die geringe Stärke des preußischen Heeres und schickte schon einen Courier mit einer schönen Empfehlung nach Paris, er werde demnächst ihnen den König von Preußen lebendig nach Paris „einzuliefern die Ehre haben“. Diese Empfehlung kam gerade beim

Essen, und die Herzogin von Orleans sagte ziemlich unverfroren in Gegenwart des französischen Königs: „Das würde ihr lieb sein, denn dann bekäme sie doch auch einmal einen König zu sehen.“

Aber hier war doch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Als der König vom Anmarsch der Franzosen benachrichtigt wurde, brach er plötzlich die Zelte ab und marschirte fort, aber die Franzosen wußten nicht wohin, denn er ging hinter einen langen Bergücken, der ihn verbarg. Die Franzosen hatten nur die eine Angst, der König könnte ihnen entwischen und zogen daher sorglos in den Grund hinunter. Aber droben hatte Friedrich sich in aller Eile eingebaut, und als die Franzosen mit lustiger Musik daher rückten, empfing sie der König von den Höhen herunter mit dem Brummbaß dazu, d. h. mit einem mörderischen Hagel, und als sie sich eben von ihrer Verblüffung erholen wollten, jagte Seydlitz mit den grünen Husaren zwischen sie hinein und warf die Reiterei über den Haufen. Die französische Infanterie, die auch ahnungslos daher rückte, sah sich durch Reith umgangen und in der Sackgasse. Als nun gar noch ihre geschlagene Reiterei daher sprengte, war kein Haltens mehr. In wildeste Flucht artete der Kampf aus. Kaum eine und eine halbe Stunde hatte die Schlacht gewährt. Vom Feind war nichts mehr zu sehen. Der lief, was er laufen konnte; ihrer etliche hörten nicht auf zu laufen, bis sie am Rhein waren. Aber der Weg war weithin mit

Lederstiefeln und Kürassen, Zöpfen und Perrücken besät, und im Lager sah's aus, wie wenn man in einen Friseurladen kommt. Bald liefen die Seydlitz'schen Reiter in weiblichen Nachtmützen, die Gesichter geschminkt und mit Schönheitspflastern im Gesicht versehen.

Dort umarmten sich auch die Freiherrnkinder, die bis jetzt noch nichts von einander wußten; denn die Klinge war bei der Infanterie. Im Lager lasen sie eine schöne Perrücke auf und einen Schminktopf für Vater und Mutter daheim zum Angedenken. Wie herzlich freuten sich die Brüder an einander!

Das war nach Kollin wieder einmal ein Sonnenblick, denn die Franzosen war Friedrich auf eine Zeit lang los. Aber in Schlesien sah es schlecht aus. Dort war sein Heer geschlagen, sein treuer Freund und Lehrer Winterfeld tödlich verwundet und Breslau für Friedrich verloren, sein Heer zusammengesmolzen und das österreichische dreimal stärker. Alles stand auf dem Spiele.

Friedrichs' Ankunft mit seinen Roßbacher Kriegern hob zwar den gesunkenen Mut der schlesischen Armee, kleine Vortheile belebten wohl da und dort, aber es mußte zur Hauptschlacht kommen. „Es bleibt mir kein Mittel,“ sagte Friedrich, „entweder siegen oder untergehen. Aber ich will sie aufsuchen und wenn sie auf den Kirchtürmen von Breslau saßen.“ Die Oesterreicher, ihres Sieges gewiß und mit der „Berliner Wachtparade fertig zu werden“, verließen ihre feste

Stellung. Das war Friedrich eben recht. Bei Leuthen, wo noch jetzt eine Birke die Stelle bezeichnet, sammelten sich die Offiziere, um des Königs Wort zu vernehmen. Seine Rede war scharf und klar und schloß mit dem: „Ich muß den Schritt wagen (den dreimal stärkeren Feind anzugreifen), oder es ist Alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen oder uns unter seinen Batterien begraben lassen. Ist Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle diese Gefahren mit mir zu theilen, der kann heute noch seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“

Athemlos hörten Alle zu, Keiner trat hervor. Da sagte der König: „Ich wußte zum voraus, daß mich Keiner verlassen würde. Sollte ich bleiben, so muß das Vaterland Sie belohnen. Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, unaufhaltfam in den Feind dringt, lasse ich absetzen nach der Schlacht und mache es zu einem Garnison-Regiment. Das Bataillon Infanterie, das nur zu stoßen anfängt, verliert die Fahnen und den Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung schneiden. Adieu, meine Herren, in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.“

Morgens fünf Uhr, am 5. December 1757, brach die preussische Armee in vier Colonnen, der König voran, auf. Die Feldmusik spielte, die Truppen sangen:

„Gieb, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
 Wozu mich Dein Befehl in meinem Stande führet!
 Gieb, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich soll,
 Und wenn ich's thu', so gieb, daß es gerathe wohl!“

Ein Oberst fragte den König, ob die Soldaten lieber schweigen sollten?

„Nein,“ sagte der König, „lasse Er das, mit solchen Leuten wird mir Gott gewiß den Sieg heute verleihen.“ Der König hatte seine Leute in der berühmten schrägen Schlachtordnung aufgestellt. Drei Stunden währte die mörderische Schlacht. Das schöne österreichische Heer war auf ein Dritttheil vernichtet. — Es war Abend. Der Mond ging auf. Da sang in die feierliche Stille hinein, während das siegreiche, ermüdete Heer auf der blutigen Wahlstatt campirte, ein alter Grenadier mit lauter Stimme das Lied: „Nun danket Alle Gott“, und bald fielen ein paar Spielleute ein und zuletzt das ganze Heer. Gestärkt und belebt, brachen sie noch in der Nacht auf. Der König war mit etlichen Husaren vor nach Lissa in's Schloß geritten. Dort war noch Alles voll Desterreicher. Um ein Haar hätten sie ihn gefangen. Aber sie waren zu sehr bestürzt, als der König in voller Ruhe sagte: „Bon soir, Messieurs! Sie haben mich wohl nicht erwartet? Kann man noch mit unterkommen?“ Verwundert stießen die Desterreicher ein langes „Ah!“ aus und ließen sich gefangen nehmen, da bald darauf die preussischen Generale eintraten.

Das war die Schlacht bei Leuthen, ein Heldentag in der preußischen Geschichte. Das Morgen- und das Abendlied der Preußen zeigt aber, welcher Geist im Heere lebte. Es kommt eben doch bei aller Tapferkeit noch auf Einen an, der das Zünglein in der Wage neigt!

Unsere gute Klinge war auch wieder mit dabei und der Inhaber heil davon gekommen, wie wohl sein Rock von drei Kugeln durchlöchert war und er am Abend ein starkes Brennen am Arm und am Bein verspürte.

Es kamen wieder bessere Tage für Friedrich. England wandte sich ihm wieder zu, die Franzosen wurden vom Herzog von Braunschweig geschlagen, und dem vorsichtigen Daun entkam der König wie ein Fuchs aus dem umstellten Bau. Aber die beiden Königinnen von Oesterreich und Rußland wollten nichts vom Frieden wissen. Die Russen brachen über Königsberg herein, ein kleiner Haufe Preußen suchte sie aufzuhalten, aber die Uebermacht rückte bis gegen Küstrin vor. Dort traf der König mit seinen 14000 Mann zu dem Dohna'schen Corps.

„Seine Leute,“ sagte er zu dem Grafen, „haben sich außerordentlich gepuht, ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grausteufel — aber sie beißen.“ Es war am 25. August 1759. Die Russen standen 50000 Mann stark bei Zornsdorf, Friedrich mit seinen 32000 ihnen gegenüber. Es war die längste

Schlacht, denn sie dauerte von Morgens neun bis Nachts zehn und war mehr ein furchtbares Morden, denn Friedrich hatte befohlen, keinen Pardon zu geben. Die Klinge war wieder dabei. Aber diesmal hatte sie ihre liebe Noth. Es waren viel neue ungeübte Leute, die, als sie immer vergeblich gegen die russischen Bataillone stürzten, die wie Mauern standen und die furchtbaren Lücken, die das preussische Geschütz riß, immer wieder ausfüllten, endlich ermattet und verzweifelt umkehrten. Hier galt es festzuhalten, und die Klinge fiel flach auf manchen Ausreißer. Da erschien Seydlitz mit seinen Reitern und jagte die russische Reiterei auf ihr eigenes Fußvolk. Er war wie ein echter Reitergeneral immer vorne und hinten zugleich; wo er einen Weg sah, rannte er hinein. Der König schickte ihm Befehl, aber er ließ sich nichts sagen, selbst als ihm bedeutet wurde, er werde es mit seinem Kopfe nach der Schlacht zu verantworten haben. „Sagen Sie dem Könige,“ antwortete Seydlitz, „nach der Schlacht stehe ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber erlauben, daß ich zu seinem Dienst einen guten Gebrauch davon mache.“ Und die Schlacht wurde namentlich durch Seydlitz's Kühnheit entschieden. Nach dem Sieg umarmte ihn Friedrich und sagte ihm: „Auch diesen Sieg habe ich Ihm zu danken.“ Der tapfere Seydlitz aber lenkte das Lob von sich auf seine Leute und bat um eine Auszeichnung für einen Rittmeister der Garde du Corps, von Wackenitz. Einen

aber konnte er nicht mehr belohnen — der lag abseits am Rande eines Grabens mit durchbohrtem Herzen. Das war der Bruder des Inhabers der Klinge. Frisch und muthig brach er unter Seydlitzens Reitern hinein in das Gewühl. Drei Kugeln hatten ihn getroffen. Seine Leute trugen ihn heraus und legten ihn an den Rand eines Grabens und eilten wieder zur Schlacht. In der Morgenfrühe suchte der Bruder den jüngeren auf. Da fand er ihn bleich und entsetzt, in seinem Blute liegend, in den Morgen hineinschauend, die Hände fest über dem Herzen gefaltet. Der Bruder beugte sich über ihn her und küßte ihn auf die jugendliche Stirne, nahm die blutgetränkte Schärpe und grub ihm selbst das Grab unter einer großen Eiche. Wenige Tage durfte er heim, den Eltern das große Leid anzusagen. „Er ist statt meiner gefallen, Mutter, als ein braver Reitersmann. Gott habe ihn selig und sei seiner Seele gnädig,“ sagte der alte Freiherr. Der Sohn erzählte von all' den Schlachten, und was für ein kindlich, fröhlich und christlich Gemüth der Bruder gehabt, und wollte dann wieder zum Heere eilen. Aber die ungeheuren Strapazen und Entbehrungen, der Tod des Bruders und die stille Ruhe zu Haus wirkten zusammen, und ein heftiges Fieber warfen ihn Monate lang darnieder. Die Eltern sahen schon hoffnungslos ihren einzigen Sohn dahinwelken. Während dessen verlor der König die Schlachten bei Hochkirch und Kunersdorf und war dem Untergang wieder nahe.

Der Sohn aber erholte sich und las die Nachrichten. Das ließ ihn schnell genesen. „Ich muß fort,“ sagte er, „der König braucht Leute.“ Er ließ sich nicht halten, und noch schwach auf den Füßen, suchte er das Heer des Königs auf. Es war nicht leicht dorthin zu kommen, denn die Oesterreicher und Russen lagen in Berlin und brandschatzten es. Der König eilte, seine ungebetenen Gäste fortzujagen, und suchte Daun, der sich an die Elbe gezogen, auf und traf ihn bei Torgau.

Es war am 3. November 1760. Zu früh schlug der König los durch ein Mißverständniß, so daß Daun schon nach Wien meldete, die Preußen seien geschlagen. Auf seinem Flügel war der König besiegt. Der Kern seines Heeres lag todt, zehntausend Verwundete durchseufzten die kalte, lange Nacht. Der König, selbst leicht verwundet, schrieb am Altar in der Dorfkirche beim Brennen der Altarlichter die Befehle zum morgenden Tag. Schwermüthig und gebeugt ritt er in der Morgendämmerung hinaus, da reitet der tapfere fromme Husarengeneral Zieten heran und meldet ihm ganz ordonnanzmäßig, daß er die Oesterreicher auf der andern Seite geschlagen habe. Das war in der Nacht geschehen. Zieten war vom Rücken hergekommen und hatte die Oesterreicher überfallen. Bei der Beleuchtung eines brennenden Dorfes ging die Nachtschlacht vor sich. — Der König hörte staunend zu. Da rief Zieten zu seinen Husaren: „Burschen, unser König hat die

Schlacht gewonnen, unser großer König lebe!“ „Ja,“ riefen die, „unser König Fritz soll leben, aber unser Vater Ziethen auch!“ Der Sieg war da, aber wieder theuer erkauft.

Wohl war die Klinge, die unter Hülsen gefochten, glücklich aus der Schlacht gekommen, aber das kaum gebändigte Fieber brach auf's Neue los, und so schwer es dem Inhaber wurde, er mußte umkehren zur Heimath. Noch gab's manchen Wechselfall, Alles sehnte sich nach Frieden, Alle waren am Verbluten. Da kam endlich der Friede zu Hubertsburg zu Stande. Am letzten Tag des Jahres 1762 reicht man sich, um im alten Jahr reinen Tisch zu machen, die Hand, und am 15. Februar 1763 wurde der Friedenspact unterzeichnet. —

Die Wunden waren schrecklich. Eine Million Menschen waren getödtet, die Länder vornehmlich durch Franzosen und Russen schrecklich mißhandelt. Der König, den die Noth des Volkes drückte, wollte nichts von einem prächtigen Einzuge wissen und kam auf Umwegen Nachts am 30. März in Berlin an. In der Charlottenburger Capelle soll er aber mütterseelenallein gefessen sein und sich ein Tedeum haben vorspielen lassen. — Es galt, die Wunden nun heilen, und dazu war Friedrich der rechte Mann. Im ersten Jahre nach dem Frieden hatte er alle Schulden bezahlt und war keinen Dreier mehr im Rückstande. Aber freilich war auch Alles Silber im Schlosse fort, bis herunter

auf die Brillantknöpfe Friedrich I., und wer in's Berliner Schloß kommt, sieht wohl noch etwas, was wie Silber aussieht, aber doch keines ist. Aber es ist viel mehr werth, als wenn's Silber wäre. Denn das Gold der Opferfreudigkeit des großen Königs leuchtet daraus, und Gold ist mehr als Silber.

So hatte denn auch die Klinge Ruhe für lange Zeit. Was konnte sie nicht Alles erzählen von den Tagen von Mollwitz an! Der alte Freiherr überlebte nicht lange den Tod seines Jüngsten, der ihm besonders an's Herz gewachsen war; und der Sohn übernahm das Gut. In stillen Abenden erzählte er seinen Kindern vom alten Fritz und seinen berühmten Generalen und den furchtbaren Schlachten. Der König schloß die Augen und wurde nach Potsdam gebracht und schläft in derselben Kirche neben seinem Vater, und zwischen den Beiden ist Friede. — Aber die lange Ruhezeit hatte auch ihr Bedenkliches. Wenn's lange nicht gewittert, wird die Luft schlecht und macht die Menschen krank. Die Noth war vergessen, und man zehrte von der alten Herrlichkeit und dem alten Ruhm der Vorfahren und schlug mit dem Munde wohl die Schlachten des alten Fritz, ohne seinen Geist und die Zucht und Kraft seines Heeres zu haben. So sank denn von Jahr zu Jahr ritterliche und ehrenhafte

Gefinnung. Leichtfertigkeit, aus Frankreich bezogen, und Großthum eben daher, hatten das Volk und das Heer ergriffen. Leuchtend stand zwar der König Friedrich Wilhelm III. mit seiner hochherzigen Königin Luise ihrem Volk zum Vorbild, aber das hereinbrechende Unglück konnten sie nicht aufhalten. —

Drüben in Frankreich war des Königs Haupt unter der Guillotine gefallen. Die siegreichen republikanischen Heere drangen an den Rhein, nach Italien, und bis hinüber in's heiße Afrika. Einer war aufgestanden als Geißel in der Hand Gottes, das war Napoleon I., der Mann mit der ehernen Stirn und eisernen Faust, der kein Recht respectirte und die Völker zusammentrat. Er kam auch über Preußen, und in den Schlachten von Jena und Auerstädt wurde der Ruhm Friedrich's zu Grabe getragen. Aber in der furchtbaren Noth lernte man wieder nach seinem Gott rufen. Nach sieben Jahren, schwerer als die sieben im siebenjährigen Krieg, ermannte sich innerlich das Volk. Der König, der tiefgebeugte, rief — und Alle kamen. Die Einen stritten mit dem Wort, die Andern mit dem Lieb, die Dritten mit dem Schwert gegen den gemeinsamen Feind.

Der Freiherr, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht, war hoch in den siebzigern, als die Schlacht von Jena war. Die Schmach überlebte er nicht, noch das Unglück seines Vaterlandes. Lange hatte er das Unglück vorausgesehen, aber die Alten mußten schweigen.

Als er hörte, daß die Franzosen in Berlin eingezogen, da brachen die Thränen des Jorues in die alten Augen. „Was, das Volk, das wir in anderthalb Stunden unter Seydlitz in die Flucht gejagt, in Berlin!“ Aber das Volk war hüben und drüben eben nicht mehr dasselbe. Bald darauf erkrankte er; an's Sterbebett ließ er seinen ältesten Sohn kommen und sagte ihm, mit der letzten Kraft seine Stimme hehend:

„Mein Sohn! ich sterbe. Mein Herz kann den Jammer nicht überleben. Mein König beraubt und mein Volk zertreten, — das überstehe ich nicht. Aber es wird Licht werden nach der Finsterniß. Gott züchtigt wohl, aber mit Maaßen. Wenn aber die Zeit kommt, dann erwarte ich von Dir und den Deinen, daß Keiner zurückbleibt. Du voran, und wer von Deinen Kindern nur eine Flinte tragen kann, geht in den Krieg. Verkauf das Beste, was ihr habt. Freiheit ist besser als Leben. Nimm den Degen mit, gedenke, wer ihn getragen, und daß Dein alter Vater nur mit ihm gesiegt hat. Und nun schwöre es mir zu, daß Du unter den Ersten sein willst, wenn der König ruft, zu kommen.“

Der Sohn kniete am Bette. Der alte Freiherr hatte die Klinge verborgen gehalten und hielt sie dem Sohn hin und ließ ihn die drei Schwurfinger darauf legen, als ob er einen Soldaten vereidete. „Ich schwöre es,“ sagte feierlich der Sohn, „so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum zur Seligkeit.“

„So, nun laß mich sterben. Der treue Gott und

Heiland sei meiner Seele gnädig!“ — Damit wandte er sein Angesicht zur Wand. Ein stiller Schlummer kam über ihn, und als die Sonne unterging, warf sie den goldenen Schein auf das verklärte Angesicht des Todten.

Ein Jahr nachher verließ der jetzige Freiherr sein Schloß und stieß zum York'schen Corps, das zuerst sich gegen den Feind erhob. — Die erste Schlacht aber, in die er kam (da er vornämlich mit einem Streifcorps zur Recognoscirung verwendet worden war), ist die Schlacht an der Katzbach gewesen am 26. August 1813. Das war auch ein tolles Jagen von den Bergen herab unter dem alten Blücher. Geschossen ward nicht mehr, aber mit Bajonett und Kolben den steilen Thalrand hinunter der Feind im unaufhörlichen Regen in die wüthende Reife getrieben. Macdonald mit seinen 90 000 Mann war total geschlagen. — „Lasset uns den Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niederwarft, einen Lobgesang singen und ihm im öffentlichen Gottesdienste für den gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weiht. Dann sucht euren Feind auf's Neue.“ So lautete der Befehl Blücher's nach der Schlacht.

Unversehrt kam der Inhaber der Klinge aus Schlacht und Schlamm. Und nach Leipzig ging's. Wer weiß nicht von der Völkerschlacht am 18. October

1813? Noch leben etliche Zeugen, wie die alten Hochstämme im ausgerodeten Wald. Das war auch ein heißer Tag. An diesem Tage, im Sturm auf das Elsterthor, kämpfte die Klinge mit, und der sie trug, erhielt zum Lohn für seinen mannhafsten Muth das Eiserne Kreuz.

Und vorwärts ging's mit dem Marschall Vorwärts „All Deutschland in Frankreich hinein“. Der verwundete Löwe aber, der Napoleon, sprang in seinem Käfig, in den ihn die Verbündeten sperren wollten, wüthend herum und schlug noch einmal mit seiner Tazze aus. Da schnitt ihm der alte Blücher am 1. Februar 1814 bei La Rothière etliche Klauen weg, durch einen glänzenden, ungestümen Reiterangriff. Die Klinge war wieder dabei und folgte dem kühnen Führer nach Laon am 9. März 1814 und von da zur Schlacht von Paris auf dem Montmartre am 30. März desselben Jahres. Das war noch ein heißer Tag. Aber dann ging's hinein nach Paris. — Mit dem Frieden war kein Mensch zufrieden. Drum dauerte es nicht lange, daß Napoleon wieder kam aus seinem Inselreich Elba. Dem war die Welt zu enge dort. Noch einmal raffte er Alles auf und erschien bei Belle-Alliance oder Waterloo am 18. Juni 1815. Der geneigte Leser weiß, wie es da hergegangen ist, bis plötzlich die preussischen Hörner tönnten aus dem Walde hervor. In der heißen Schlacht fehlte die Klinge nicht. Derselbe Inhaber trug sie noch. Da

kommt aber eine Kugel geflogen, die eilt auf den Major zu und trifft ihn auf die Brust. Aber sie traf sein eisernes Kreuz, das in vier Stücke zerfiel und noch im Besitz der Familie ist. Der Major kam mit etlichem Blutspucken davon und zog bald darnach zum zweiten Male in Paris ein.

Er hatte seinen Schwur gehalten. Bei Belle-Alliance kämpfte an seiner Seite sein siebzehnjähriger Sohn so tapfer wie ein ergrauter Soldat. Aber die Strapazen waren stärker als der junge Körper, und in der Blüthe der Jahre sank er in das Grab.

Seit dem Jahre 1815 war Friede. Die Schwerter ruhten, und das Avancement ging den Schildkröten-gang. Es gab manchen Secondelieutenant, der mit Ehren seine vierzig Jahre alt geworden; denn die alten Herren von 1813 und 1815 waren abgehärtet und wasserdicht, freuten sich einer vollkommenen Gesundheit und hatten keine Lust, für die Jungen zu sterben.

Da kam das Jahr 1848. Das war ein böses und tolles Jahr. Es war, wie wenn ein Dampfkessel, der nirgends Luft mehr hat, platzt. Und nach dem Jahre 48, in welchem es auch keine Freude war, Soldat zu sein, kam das Jahr 49. Die unruhigen Köpfe hatten sich gerade das Land ausersuchen zum „Weiterrevolutioniren“, das die meiste Freiheit hatte. Der Großherzog Leopold von Baden war der beste Mann im Lande, und gerade der mußte fliehen und sein Land verlassen. Dafür regierten aber Polacken und Advokaten, und mit ihnen

zog ein namenloses Gefindel. Im Namen der Freiheit mußten die Leute „bei Todesstrafe“ mitziehen in den Freiheitskrieg. Denn das eigentliche Volk in Baden wollte das nicht. In solchen Zeiten haben die Schlechten das große Wort und Maul, und die Guten schweigen, wie bei einem Teich, in welchem man die Frösche nur quaken hört, in welchem die Fische aber, die doch nur was taugen, stumm sind. Nicht alle waren so mannhajt wie die Karlsruher Bürgerwehr, die sich nicht auf der Nase tanzen ließ.

Der Großherzog rief die Preußen zur Hülfe, und zum ersten Mal sah man die Pickelhauben und die Zündnadeln im Felde. Unter den Pickelhauben aber war der zweite Sohn des alten Freiherrn, der mit in Paris eingezogen war. Es kam zum Gefecht bei Guttenheim am 20. Juni und bei Durlach am 26. Juni 1849. In beiden wurden die Freischaaren geschlagen und das Land aufwärts getrieben, das Alles unter unserm jetzigen Kaiser, dem damaligen Prinzen von Preußen, und an seiner Seite der jugendliche Prinz Friedrich Karl, der seine erste Verwundung in der Schlacht von Waghäusel erhalten hatte. Niemand hat damals geahnt, was die beiden fürstlichen Herren noch erleben würden in späteren Jahren und daß der damals von Vielen so unrecht und bitter geschmähte Prinz von Preußen unser vielgeliebter Heldenkaiser werden sollte. So ändern sich die Menschen und Zeiten, aber die Treue nicht. Die

sieht nicht darauf, ob die Menschen loben oder schimpfen, sondern sie geht ihren stillen Weg. Und Recht muß doch Recht bleiben, und dem werden auch alle frommen Herzen zufallen.

Die Freischaaren saßen noch in Rastatt, der Festung, und um Rastatt herum. Da kam's zum Gefecht von Bischofweier am 29. Juni, und die Klinge war auch dabei. Ihr Inhaber war Major und saß zu Pferde. Unter demselben platzte eine Granate und tödtete das Pferd, aber der Major blieb unbeschädigt. Am folgenden Tage ging's in das Gefecht bei Kuppenheim, das mit der Flucht der Freischaaren endete und dem bald die Uebergabe von Rastatt folgte. Bald war Ruhe im Lande und der Großherzog konnte wieder in sein Land zurückkehren. Der Klinge aber gefiel es eben so gut in Baden wie vielen Andern, und konnte auch nicht begreifen, warum man in einem so schönen, reichen Lande, mit einem so guten Fürsten, sich nicht zufrieden geben wollte. Der Verfasser hat darüber so seine eigenen Gedanken und will sie dem geneigten Leser zum Rathen aufgeben.

Die Klinge kehrte wieder heim und erzählte von dem berühmten „Mieroslawski“ und andern Seehelden, die in der Schweiz mit dem „für die Freiheit abgefaßten“ badijchen Geld ihr „kümmerliches“, aber „menschenwürdiges“ Dasein fristeten; vor Allem, wie schön es in Baden sei, wo der Rheinwein nur so wild herumwachse und absolut kein Sand zu sehen sei, wie

in der Mark, und daß sie recht gerne wieder einmal nach Baden zögen, wenn's dort noch einmal losginge. Aber die Badener hatten an dem einen Male genug an den vielen „Zuvielcommissaren“ und den Polacken, und sind seitdem ruhige Leute geworden, und ihre Armee hat Anno 1870 mit den Preußen zusammen gegen den zahlreichen Feind so tapfer gekämpft wie irgend ein deutscher Stamm.

Wieder gab's eine Weile Ruhe, hie und da wohl eine Mobilmachung, bei der die Ringe wieder unverrichteter Sache heimzog, bis das Jahr 1866 anbrach.

Der Sohn des Freiherrn zog diesmal in den Feldzug, der Vater gab ihm die Klinge bewegten Herzens mit. „Einmal ist sie schon in Böhmen gewesen und hat sich brav gehalten,“ sagte er, „nimm Du sie mit und bringe sie wieder.“ Und sie zog mit in die Schlacht von Münchengrätz am 28. Juni 1866 und nach Königgrätz am 3. Juli. Daß es da heiß herging, weiß der geneigte Leser und weiß auch, dieweil die Sache noch nicht lange her ist, genau Bescheid. Nur so viel — die Klinge kehrte zurück und war beim Einzuge in Berlin und hing an der Seite eines jungen Lieutenants.

Da kam der Krieg von 1870. Von dem weiß vollends der Leser etwas zu sagen und ist sogar vielleicht selbst mit dabei gewesen. — Der Verfasser hatte

den Klingeninhaber kennen gelernt, als er einen Tag lang auf der Eisenbahn mit ihm fuhr. Dort hatte er ihm die Geschichte der Klinge erzählt und später urkundlich sie ihm übersandt. Darum hat's mich durch den ganzen Feldzug verfolgt, wo wohl die Klinge geblieben. Mehrere des Namens waren gefallen, und ich dachte nicht anders, als daß die Klinge diesmal nicht wieder zurückgekommen. Aber zwei Jahre darnach erschien sie. Ein Hauptmann mit dem eisernen Kreuz auf der Brust kam herein und an der Seite die Klinge. Sie war in drei Schlachten gewesen, zu Spicheren, Gravelotte und zu Sedan, manches andern Gefechts nicht zu erwähnen. Zweimal ist sie getroffen worden, oben am Gefäß und unten — aber der Inhaber ist heil zurückgekehrt. Die Tage liegen zu nah, die Schlachten in frischer Erinnerung, und den Namen will der Verfasser nicht verrathen.

So hat denn die Klinge alle Kriege Preußens (außer dem von 1864) mitgemacht seit dem Jahre 1685. Sie ist in lauter siegreichen Schlachten gewesen und hat immer bei den verlorenen gefehlt. Alle ihre Inhaber und Träger sind unverfehrt zurückgekehrt, wiewohl sie im dichtesten Kugelregen gestanden.

So knüpft sich an die Klinge nicht bloß eine ruhmvolle Vergangenheit, sie erzählt nicht bloß vom tapfern Arm derer, die sie geführt und von einem guten Stück preussischer und deutscher Geschichte —

sie erzählt auch von göttlicher Bewahrung und Barmherzigkeit, und es flammt oft in der Nacht über ihr der Spruch: „Ob Tausend fallen zur Rechten und Zehntausend zur Linken, so wird es doch Dich nicht treffen.“ Denn die Klinge selbst macht nicht den tapfern Offizier, sondern die Hand, die sie führt; und ebenso wenig bewahrt die Klinge in der Schlacht, aber die Hand Gottes, die uns schützt.

Gottlob! es ist noch mancher Säbel im Lande, der solches zu sagen weiß. Auch ist's die einzige Familie nicht, deren Ehre es war, auf dem Platz zu sein, wo König und Vaterland riefen, und wo auf Kind und Kindeskind sich der hohe Sinn fortgeerbt: das Leben nicht für der Güter höchstes zu halten. Durch solche hingebende Treue, durch solche Opfer ist Preußen groß geworden.

So grüße ich dich denn, alte, ehrwürdige Klinge! Dein Ruhm klinge fort und fort im Geschlechte, das Dich trägt, und Dein Platz sei allemal da, wo Noth und Gefahr, wo König und Vaterland rufen! Dein Inhaber kehre heil zurück, wie die andern alle, die Dich trugen! und Gottes Barmherzigkeit bleibe leuchtend über König und Vaterland.

Etliche Reiterstücklein.

Jedweder Civilist weiß, wie das thut, wenn ihm der Hut angetrieben, resp. eingeschlagen wird bei irgend einer feierlichen Gelegenheit. Und doch ist der Schmerz mäßig dabei und der Schade auch, denn der Hutmacher stellt den Verwundeten in's kalte Wasser und bügelt ihn mit dem heißen Eisen, daß er schön wird, wie in seiner Jugend. Wenn aber einer Militärperson so was passirt, so hat's 'was auf sich. Denn wenn ein tüchtiger Hieb oder die Kugeln d'rauf schlagen, da spürt's der Inhaber auf dem Kopfe, und mit Ausbügeln ist da nicht geholfen. Die Halberstädter Kürassiere wissen ein Liedlein davon zu singen, denn bei ihnen galt das sonstige Lied nicht:

Am besten hat's der Kürassier,

Der reitet Schritt und trinkt viel Bier —

sondern sie hatten's recht heiß in der Schlacht von Bionville. Und vor Allem mußte der Helm des Grafen Schmettow d'ran glauben sammt seinem Kopf, denn

er selbst berichtet: „Es sei ihm, als die Kugel durch den Helm gegangen, heiß über den kahlen Schädel gelaufen.“ Aber das passirt nicht bloß einem Grafen als Extraehre für den hochgräflichen Schädel, sondern auch gewöhnlichen tapfern Reitersleuten, die die Kugeln nicht fürchten.

Zu Borna in Sachsen steht sonst das dritte sächsische Reiter-Regiment in Friedenszeiten, und wer Zeit hat, kann von Leipzig aus nach der Messe hinüberfahren und sie auf dem weiten Felde tapfer exerciren sehen. Daß aber dies Exerciren, Schwenken und Fechten nicht umsonst war, haben sie, als es in den 70er Krieg ging, erfahren. Zwei Freunde standen bei dem Regimente. An Glücksgütern nicht reich, mußten sie ihre Groschen bei einander halten; doch verkaufte der Eine einst ein Schaf aus dem brennenden St. Privat für ganze neun Neugroschen sächsisch, um sich dafür Cigarren zu kaufen. Denn so eine Cigarre, vornämlich wenn sie recht heiß, ist auch ein Hungerstiller und hat den großen Vortheil vor dem Hammel voraus, daß sie schon fix und fertig ist mit der Sauce, während der Hammel erst eins vor den Kopf kriegt und lange braucht, bis er fertig ist. — Also die beiden Sachsen hatten's dafür inwendig: einen unverdroffenen guten Reitermuth, und ließen sich das Wort ihres alten Generals gesagt sein: „Laßt den alten sächsischen Reitermuth nicht sinken!“

Am 27. August, nachdem das Regiment eben auf

einer Höhe angelangt war, sah man das Dorf Buzancy liegen, von welchem aus sich französische Reiterei gegen die Sachsen aufmachte. Anfangs glaubte man, es sei nur eine Schwadron, während es sich später zeigte, daß das ganze Nest voll lag — ein ganzes Regiment französischer Jäger zu Pferde. Underthalb Schwadronen der Sachsen sollten vorgehen: „In Eskadrons links aufmarschirt zur Attaque, Marsch, Marsch!“ und im Carriere ging's hinab auf das Dorf zu. Vom Dorf flogen die Kugeln den Reitern entgegen, denn die Jäger waren zum Theil abgefessen und feuerten. Bald waren die Reiter aber einander am Wammse. Das war ein Hin- und Herwogen, hier hängt der Eine weit links aus dem Sattel, zum Hiebe ausholend, dort giebt's Stöße rechts und links. Nach einer halben Stunde zogen sich die französischen Jäger zurück in das Dorf. Aber die Sachsen bliesen zum Sammeln und Vorgehen. Der Lieutenant war schon voraus und jagte den Franzosen nach. Sofort macht sich der Eine der Bornaer Reiter auf, seinem Lieutenant nach, und mit ihm noch vier Andere, die aber bald, von französischen Kugeln getroffen, fallen. Da stürzt des Lieutenants Pferd auf die Knie, flugs sind Franzosen um ihn von allen Seiten. Der Bornaer aber denkt: „Ein schlechter Kerl, der seinen Lieutenant im Stich läßt!“ und ist sofort an seiner Seite; da wird aber auch ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen; schnell ist der Reiter herunter und hat gerade noch Zeit, einen gefährlichen

Hieb, der dem Lieutenant den Schädel mitsammt dem Leben gekostet hätte, zu pariren und den Franzosen herunter zu stoßen. Der Lieutenant kriegt Lust und seinen Gaul wieder auf die Beine und macht sich Bahn durch die Feinde und sein Kamerad fechtend zu Fuß mit dem Säbel. Da findet er einen herrenlosen französischen Gaul, auf den schwingt er sich schnell hinauf, denn eben jagt die sächsische Schwadron daher. Aber der Franzosengaul verstand nur das französische Signal und hatte kein Deutsch studirt und jagte darum mit seinem Reiter den fliehenden Kameraden nach, und unser Bornaer war mitten unter den Franzosen drinn. — „Pardon, Kamerad,“ rief's ihm von allen Seiten aus der Uebermacht zu und die Aufforderung, den Säbel wegzuworfen. Aber er dachte: „Ne, des duhst de nicht,“ denn sonst hätt' es geheißten: „der Reiter Muck (so hieß er) hat sich doch ergeben.“ Also rief er laut: „Nix da Pardon“ und meint, das müßten die Franzosen verstehen, wenn er's nur deutlich sagte, wie jener Landwehrmann, der kein Heu in Frankreich beim Requiriren bekam, trotzdem er es dem Maire sogar laut vorbuchstabilte: „H—e—u, macht zusammen Heu.“

Endlich hatten sie so lange an ihm heruntergehauen, daß der Muck doch vom Pferde mußte. Zwei schwere Hiebe bekam er auf den Kopf, und der Helm stand nach allen Windrichtungen offen, wie ein Hirtenhäuslein im Winter, wo's durchpfeift, einen in's

Hintertheil, einen Stich in den linken Arm, und dann schlugen sie ihm drei Finger von der linken Hand ab und den Zeigefinger halb durch, dann erhielt er einen Stich in den rechten Arm und einen in die rechte Wange, der zwei Zähne in den Hals jagte und dadurch den Stoß in den Hals aufhielt; und als er schon vom Pferde gestürzt, gaben sie ihm noch zum Ueberfluß vier Stiche in den Rücken — thut in Summa nach Adam Riese: elf Wunden.

Die französischen Einwohner trugen ihn in's Haus, denn sie dachten: „Bringen wir ihn vollends um, so zünden sie uns das Dorf an, aber so werden sie denken, wir haben ihn doch menschlich behandelt.“ — Endlich war Alles im Orte gesäubert. Die sächsische Schwadron hatte sich festgesetzt. Und auch den Bornaer traf die Reihe, in's Lazareth zu kommen. Der französische Pfarrer half ihm noch auf den Wagen und deckte ihn mit Betten zu. Im Lazareth wurden die Wunden geflickt und gepflastert. Das beste Pflaster aber sandte ihm unser Kaiser in der Gestalt des eisernen Kreuzes, das da und dort wunderbar geholfen hat, und der König von Sachsen die silberne Verdienstmedaille, die dem Sachsen besonders wohl that. Er hatte sie redlich verdient. Vielleicht hat er für die andern neun Wunden auch noch etliche solche Heilpflaster bekommen, oder hat ihm seine Braut daheim einen Kuß auf die verwundete Wange gegeben, oder hat ihm ein Doktor zwei Zähne gratis eingesetzt — kurz die elf Wunden sind auch elf

Orden, und er braucht sich ihrer keines zu schämen und selbst dessen nicht, der auf dem Theil angehaftet ist, an dem man sonst gewöhnlich keine Orden trägt. Diese Orden haben unter Anderm auch den Vortheil, daß man sie nicht zu Hause liegen läßt und das Ordensband dabei sparen kann.

Der andere Bornaer war nicht minder glücklich bei derselben Affaire. Als er sah, daß eine Unmasse Franzosen in Buzancy stecken, dachte er: „Viel Hunde sind des Hasen Tod“ — denn sie waren nur sechs sächsische Reiter gegenüber der Unmasse Feinde — also den Gaul herum und zu sechsen wieder hinaus zum Städtlein. Eben jagen sie den Thren zu — da ruft's — halt, halt! — der Haidler dreht um, da sind fünfzehn Franzosen an vier seiner Kameraden. Aber der Haidler läßt sie nicht im Stich, und bald hat er's mit fünf Franzosen allein zu thun. Wohl haut er Einen herunter, aber derweil haut ein Franzose ihm das Bataillenband am Helm entzwei, daß ihm alle Zähne krachen, zwei Hiebe und Stiche kriegt er in's Banelier. Dem schlimmen Zahnarzte wischte Haidler eines aus, daß er's Operiren bleiben ließ. Jetzt haut ihm ein feindlicher Hieb den Helm vom Kopfe. „Immer fest!“ ruft Haidler den Kameraden zu. Aber nun kriegt er eines auf den bloßen Kopf, daß das Blut über's Gesicht rinnt, und Stich und Hieb folgen, und endlich rollt Haidler mitsammt einem Franzosen aus dem Sattel auf den Boden. Das Bewußtsein wollte ihm vergehen,

als ein Lebenswecker in Gestalt einer plagenden Granate kam, die ihm den hellen Schlammi in's Gesicht schmiß. Da erwachte er. Ringsum war Alles still. Das Gefecht war aus, das Pferd fort, nur die Granaten flogen über den Kopf weg. Da wollte er einen Schluck aus der Feldflasche thun, aber die war auch zerhauen und ausgeflossen; so schlich er langsam vorwärts, seinen zerhauenen Helm am Arm und auf den Säbel sich stützend, das rinnende Blut am Kopfe und den Granaten-schlammi im Gesicht. Seinen Rittmeister traf er, den Kopf in die Hand gestützt, aber auf die Frage: „Um Vergebung, was fehlt Ihnen, mein kuterster Herr Rittmeister!“ (denn er verleugnete auch da nicht den alt-sächsischen Ruhm), von dem es im Liede heißt:

Was bringen uns die Sachsen?

Höflichkeit, Bescheidenheit!

Komm', Mosje, trink Kaffee,

Setz dich auf das Kanapee —

bekam er keine Antwort, sondern der fragte nur, ob er keinen Trunk hätte? worauf Haidler zu seinem Leidwesen sagen mußte: „Ne, kuterster Herr Rittmeister, das duht mir fähre leid, denn wenn ich einen gehabt hätte, hätte ich ihn schon selber vor Durst getrunken.“ Endlich stieß er zu seiner Schwadron, die mitleidig auf den zerschundenen Kameraden blickte, der so tapfer die Seinen herausgehauen. Da nahm der Haidler seinen Helm, der so gehörig verarbeitet war wie dem Grafen seiner, und sagte zum wiedergekommenen Rittmeister: „Nicht wahr, den Helm kann ich doch wohl

wegschmeißen?“ Dann ließ er sich erst verbinden. „Zuerst muß der Helm versorgt sein,“ dachte er, denn der gehört dem König und steht in der Montirungsliste.

Auch er bekam das Doppelpflaster seines Kameraden Mücke; aber noch eins obendrein: denn als er in Karlsruhe, auf dem Weg in's heimatliche Lazareth, sieben Stunden Aufenthalt hatte, ging er mit den Kameraden in die Stadt, sie zu besuchen, ob sie auch richtig im Sonnenschirm gebaut sei. Ihrer etliche wollten sich Cigarren kaufen, aber der Häbler war arm wie eine Kirchenmaus und meinte, er könne sich keine kaufen und kehrte um. Da zupft ein kleines Mädchen ihn am Armel und sagt: „Hier haben Sie sechs Kreuzer, kaufen Sie sich Cigarren.“ Das Mädchen sprang fort, und er konnte ihr nicht einmal danken. Nachdenkend ging der Häbler den Kameraden nach und wollte eigentlich den Sechser eben einstecken zum Andenken. Aber als er ihn doch herauszog, sagte der freundliche Kaufmann: „Hier, da haben Sie auch sechs Cigarren — sie kosten aber Nichts.“ Das waren auch zwei Gesteckpflaster, kleine zwar, aber von treuen Händen, die thaten dem Sachsen auch wohl. Ein anderer hätte aber etwas Anderes bekommen für seine Heldenthaten.

Einem litthauischen Dragoner ist's just nicht so gut gegangen, wie den zwei sächsischen Reitern, aber spaßhaft und treuherzig war das Menschenkind doch. Bei einer Attacke wird ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen und der Helm durch einen furchtbaren Hieb

böse eingetrieben. Endlich rappelt er sich wieder auf und sieht einen Artilleristen zu Pferde. Da geht er denn auf ihn zu und sagte ihm, sich das Blut aus dem Gesichte wischend: „Mensch, göff mich bloß dien Pferd, den Körl kenn öck!“ was zu Deutsch heißt: „Mensch, gieb mir dein Pferd, den Kerl kenn' ich!“ Wo ihm der Artilleriegaul vorgestellt worden war und der Litthauer seine nähere Bekanntschaft gemacht, ist nicht gesagt, noch ob der Artillerist auf diese Versicherung hin vom Pferde gestiegen; nur so viel ist gewiß: diese drei können ihre Helme und ihre Schädel getrost neben dem Grafen Schmettow seinen legen, und der tapfere Graf, dessen treue Mutter der Verfasser kennt und hochschätzt, würde sich gewiß freuen, wenn die Kameraden ihm einmal am Rhein ihre Aufwartung machen wollten, und vielleicht ließe er auch den Litthauer eine Stunde auf seinem Pferde reiten, wenn er ihn versicherte: „den Körl kenn' öck!“

NB. In dieser letzten Geschichte muß der Verfasser noch etwas berichten. Hat nämlich ein ehrlicher Litthauer gemeint, die Geschichte sei eigentlich eine Blamage für die litthauer Reiter, denn der rüstige Litthauer sitze auf jedes Pferd, auch ohne es zu kennen. Aber darum handelt sich's nicht. Was würde der litthauische Freund sagen, wenn jemand einen Thaler in seinem Portemonnaie erblickte und zu ihm sagte: „Mensch, göff mich bloß dien Thaler, den Körl kenn' öck“ — würde er sich nicht über diese Bekanntschaft wundern?

Von Kanonieren und Füsiliern und eisernen Kreuzen.

's war doch eine Freude, wenn einer im Kriege Anno 70 heim schreiben konnte: „Denkt Euch, liebe Eltern, heute Morgen läßt der Oberst antreten und überreicht mir das eiserne Kreuz, was unser König geschickt hat.“ Und im Felde war Freude und daheim auch, und es hat vielleicht einem Huhn und einer Flasche vom „Guten“ den Kopf gekostet, daß der Sohn das eiserne Kreuz bekommen. Manch' Einer hat's auch nicht bekommen, der's ebensogut verdient hat, aber es hat nicht mehr gereicht, wie bei den Denkmünzen in der Schule. Da schnappt's auf einmal ab, und die Andern kriegen für's Abschnappen einen großen Milchweck, damit der Mund beim Schnappen nicht stehen bleibt. So ging's damals auch. Dafür haben aber die Fahnen das eiserne Kreuz bekommen, und jeder kann denken, der darunter brav gefochten hat: „das

ist eigentlich meines.“ Nun, die meisten wissen's, wie sie's gekriegt haben und ihr Besitztitel besteht nicht in einem Stück Papier, sondern in einem Stelzfuß oder einer Schmarre im Gesicht, oder einem fehlenden Arm. Jener tapfere Kanonier, der vor Straßburg eine große französische Granate, die in die Batterie geflogen kam und eben explodiren wollte, mit beiden Händen am Schopfe nahm und über den Sandhügel schmiß, daß sie draußen, ohne Schaden zu thun, crepirte, weiß, warum er das eiserne Kreuz bekam. Und jener Andere, der des Nachts in die Festungsgräben vor Straßburg tauchte, um zu sehen, wie tief sie sind und so sachte schwamm wie ein Fisch unter dem Wasser weg; dem aber doch die Franzosen nachschossen, als sie's plätschern hörten, hat das Kreuz auch nicht gestohlen. Aber verdient hätte es unter Andern auch jener Füsilier, der lange genug mit seinen Kameraden am rechten Chaussee-graben gelegen und hinüberschoß nach den Franzosen, die im andern lagen. Dem dauerte die Sache allmählich zu lange, er steigt herauf unter dem heftigsten Feuer und Kugelregen und sagt: „Na, Genen muß ik mir doch griepen“, und faßt mir nichts dir nichts einen Franzosen um den Leib und schleppt ihn lebendig herüber in seinem Graben. — Ein Anderer aber hat's gekriegt, nach seiner Meinung um eines höchst absonderlichen Verdienstes willen. Die Geschichte ist dem Verfasser von einem ehrwürdigen, pommerschen Superintendenten erzählt worden und steht des Ausführlicheren

in der prächtigen Zeitschrift „Deutsche Jugend“ — aber eine gute Geschichte darf man schon wieder erzählen, zumal wenn sie wenig bekannt ist.

Also es sieht einmal ein pommerischer Gutsherr an einem Morgen unter seinen Arbeitern auch einen derben Tagelöhner, der das eiserne Kreuz auf der Brust hatte. Als Feierstunde war, ruft er ihn, und damit der maulfaule Pommer an's Reden kommt, giebt er ihm zuerst etwas Ordentliches in den Magen, denn dann fängt die Mühle an zu laufen.

Da fragt er ihn denn, wie er zum eisernen Kreuz gekommen sei. „Ja,“ meinte der Pommer, „das ist eine lange Geschichte — denn ich habe es vom König Wilhelm selber gekriegt und zwar für's Einhauen.“ Thut der Pommer einen Schluck aus dem Krüge und erzählt dann weiter: „Es war nach der Schlacht von Champigny, in der die Württemberger sich so brav und tapfer gehalten und nur von der Uebermacht zurückgedrängt wurden. Da wird bei uns zum Avanciren geblasen. Meine Compagnie mußte auschwärmen, und ich suchte mir Deckung, daß ich bequem schießen konnte. „Jetzt gilt's, Jungens,“ sagte unser Hauptmann, als die Franzosen immer mehr herauskamen, „die müssen aufgehalten werden, bis die Kameraden heran sind. Schießt zu, was das Zeug halten will.“ Ich schütte meine Patronen vor mich hin, alle rechts, daß ich nur so zugreifen brauche und schieße los. Da kommen aber immer mehr Franzosen heraus; dem Oberst wird

die Sache bedenklich und läßt zum Zurückgehen blasen. Ich höre das — und denke aber: „Einpacken die Patronen all ist auch nicht angenehm, und liegen lassen das liebe Gut kannst du auch nicht — also du läßt den Kerl blasen und bleibst hier und verschießest deine Patronen, dann kannst du dir immer noch auf die Hacken machen.“ Ich bin so eben recht im Schießen, da kommt unser Adjutant hergesprengt und schreit: „Kerls, zurück, habt Ihr denn keine Ohren?“ „Ach was,“ sag' ich und drehe mich so halbrechts herum, „ich will nur erst die Patronen verschießen.“ Und fort war der Adjutant, und nichts mehr zu sehen. Zuletzt bin ich ganz allein gewesen und vor mir Alles roth von Franzosen, kaum zwanzig Schritt weit. Wie ich die letzte Patrone verschossen, da denke ich: „Nun aber ist's hohe Zeit, daß du dir wegmachst.“ Ich nehme also die Hacken unter die Beine und springe wie ein Hirsch hinter dem Regimente her. Die Franzosen schossen mir nach, das war ein Hagelwetter, aber Alles zu hoch, und ich komme ganz munter beim Regimente an. Wie ich eintreten will, sah ich den Adjutanten mit dem Obersten parliren und mit der Hand auf mich deuten. Da denk' ich: „Aha — jetzt giebt's was in die Kreide von wegen mir und dem Nichtpariren.“

Unser Oberst war ein kreuzbraver Mann, der kommt auf mich zugeritten und lacht über das ganze Gesicht und sagt: „Kerl, sind deine Knochen noch alle bei einander?“

„Zu Befehl, Herr Oberst,“ sage ich.

Da lachte er wieder und sagt: „Na Kerl, da kannst du mehr als Brod essen.“

Ich denke: „Na — diesmal ist die Sache glatt abgelaufen und dem Adjutanten seine Blauscherei hat doch nichts genützt.“

Da heißt's am folgenden Tag plötzlich: „Seine Majestät der König kommt.“ — Na — das war so eine Freude, als der alte Herr kam. Er fuhr vorbei, und ich hatte mir schon so ein paar Kartoffeln verwahrt, denn ich hatte einen heidenmäßigen Hunger. Da kommt plötzlich unser Adjutant auf mich herangesprengt und sagt: ich solle auf der Stelle zu Seiner Majestät kommen.

Na, ich denke, der Schlag soll mich rühren, aber ich sammle mir wieder und sagte: „Zu Befehl. Ich habe ja nichts Böses begangen.“

Der Adjutant grinsie aber so mit dem Gesichte, als wollte er sagen: „Wart Kerl, nun habe ich dich gekriegt für das Nichtpariren, du sollst doch nicht so leicht wegkommen.“ Ich habe wahrhaftig nicht gedacht, daß ein Mensch so hinterhältig sein kann.

Also mir sind die Beine wackelig und ich werde so in ein Haus geführt und dann in einen Saal, da hat's gerochen, daß Einem das Wasser im Maul zusammengelauten ist, so gut.

Ich denke eben: „Na, wer da miteffen könnte,“ da muß ich schon in's Nebenzimmer. Jetzt kommt der

König auf mich zu und ist so freundlich wie die liebe Sonne und sagt: „Mein Sohn, wie war denn die Geschichte gestern mit den Patronen. Erzähle mir einmal Alles, was du weißt, ganz genau.“

„Zu Befehl, Majestät,“ sage ich, und erzähle so Alles gerade wie's gewesen ist, und daß ich das Signal wohl gehört, aber das liebe Gut nicht hätte liegen lassen wollen, und wie der Adjutant gekommen und geschrien hätte: „Zurück, Kerls!“ — da hätte ich allerdings geglaubt, daß keine Zeit zum Complimentmachen sei, und hätte so gesagt: „Ach was — ich verschieße erst meine Patronen.“ Das ist das Ganze gewesen, Herr König, weiter hab' ich nichts verbrochen.“

Da lachte der König über das ganze Gesicht und sagte: „Das hast du brav gemacht, mein Sohn.“ Ich denke: „na — nun ist's gut, nun mag der Adjutant sagen, was er will.“ Da fragt mich Seine Majestät: „Hast du schon zu Mittag gegessen, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Eure Majestät,“ sag' ich, „ich bin noch mundnüchtern.“

„Du hast wohl tüchtigen Hunger,“ sagte Seine Majestät weiter.

„Ja,“ sag' ich, „und der Durst ist auch nicht schlecht.“

Da lachte der König wieder über's ganze Gesicht und sagte, ich solle mitessen.

Ich setze mich denn an den schönen, großen Tisch mit all' den hohen Herrn und Generals. Da war

Suppe, Erbsensuppe, aber nicht von die Berliner Erbswurst. Es war aber der Teller nur halb voll, daß ich dachte: „Wenn du nur mehr von der Suppe haben könntest.“

Als ich fast fertig war, rief der König herüber: „Möchtest du noch etwas Suppe haben, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Euer Majestät,“ sage ich, „wenn noch ein bißchen da ist.“

Da lachten die Herren, und Einer von die Kammerdieners brachte mir noch so einen Teller voll. Herr, die Suppe schmeckt mir heute noch im Halse!

Da kommt dann Einer herein und bringt einen Kalbsbraten, fast so groß wie ein Ochsenviertel, und ein Anderer nimmt so ein großes Messer und säbelt herunter immer ein Stück auf das andere auf einen großen Teller.

„Na,“ denke ich — „der versteht's schon besser als der mit der Suppe.“

Der große Teller kommt an mich zuerst, und ich nehme ihn vor mich und dann auch so ein Afietchen mit Kartoffeln dazu. Ich denke zwar: „es ist ein bißchen viel, aber du darfst dir hier nicht lumpen lassen,“ und esse zu. Die hellen Tropfen sind mir auf der Stirne gestanden, bis die Häppchens alle gegessen waren. Wie ich denn nun fertig war (und der Herr neben mir schenkte immer tapfer ein, daß ich's gut herunter kriegte), fragt mich Seine Majestät der König: „Wie ist's, mein Sohn, möchtest du noch mehr haben?“

Ich sage: „Zu Befehl, Majestät, wenn noch ein bißchen da ist.“ Da lachten alle Herren aus vollem Halse, und auch Seine Majestät hielt sich die Seiten. Ich wußte nicht warum. Aber der König sagte: „Nein, es ist gut für heute, mein Sohn, jetzt soll ein anderes Gericht kommen.“

Na, ich war froh, daß es mit dem Kalbsbraten alle war, und denke: „Was wird nu kommen“ — da tritt ein hoher Offizier mit Schnüren auf die Schulter an mich heran und hängt mir das eiserne Kreuz an. Wie ich ankomme, da lachte der Adjutant wieder über's ganze Gesicht und drehte seinen Schnauzbart herum und gab mir die Hand. Ich freute mich, daß er wieder gut war, und seine Plauscherei bei Majestät ihm doch nichts genutzt und ich für's Einhauen an der Tafel das eiserne Kreuz von Seiner Majestät selbst gekriegt hatte.

So ist es gekommen und nicht anders.

Der Verfasser aber und der geneigte Leser denken Eines mit einander: „Wenn's auf's Essen bloß ankäme oder gar auf's Trinken, da hätte der König viele Kreuze zu vertheilen gehabt.“ Daß der Füsilier aber mehr als Brod essen konnte, hatte ihm sein Oberst schon gesagt. Er wollte eben das „liebe Gut nicht liegen lassen“, weder auf dem Schlachtfeld noch an des Königs Tafel.

Allerlei Vermächtnisse und Erbschaften auf dem Schlachtfelde.

Zum Erbenwollen haben alle Leute mehr oder weniger Lust, denn's kostet just keine Anstrengung dabei zu sitzen, wenn der Notar das Testament öffnet und langsam aus einander faltet und liest: „Dem N. N., meinem liebwertthen Neffen, vermache ich zweitausend Thaler zc.“ und man denkt: „Die kommen dir jetzt gerade wie geschlichen.“ Aber an's „Vermachen“ wollen die Wenigsten denken, sondern lassen's entweder so hängen, oder haben Angst, sie müßten dann sich auch selber gleich zum Testament hinlegen und sterben, damit das Pünktlein auf dem i nicht fehle. Oder sie lassen's anstehen, bis es zu spät ist, und möchten dann noch gerne Den und Jenen bedenken; aber die Sinne schwinden, und die Hand versagt den Dienst. D'rum ist's gut, es macht Einer seine Sachen richtig, und vermacht bei Zeiten seine Seele unserm getreuen Gott

und Herrn und seinem Leib ein Ruheplätzlein bei frommer Christen Grab und seine Habe den Seinen und vergift dabei die Armen nicht, die ihn noch unter dem Boden segnen. Vorab aber, wenn's in's Feld geht, ist's gut, wenn man den Bündel, den man daheim läßt, richtig geschnürt hat. Etliche aber haben's im Felde noch gethan, und das soll der geneigte Leser hören.

Im Lazareth zu St. Marie aux Chênes lag's durch einander mit Verwundeten und Sterbenden, Offizieren und Soldaten, auf einem Stroh gebettet, wie sie in der Schlacht neben einander gestanden waren. Da liegen auch Zwei nicht weit von einander. Der Eine ein Hauptmann, der Andere sein Feldwebel. Kurz nach einander sind sie beide verwundet worden, und der Todesengel lagert sich über beide her. Es schaut der Hauptmann tief und lange hin auf den neben ihm schlummernden Kameraden. Da fliegt ein Strahl der Freude über sein Antlitz, als hätte er lange etwas gesucht und nun gefunden. Mit leiser Stimme ruft er den Krankenwärter. Als dieser kam, bittet er ihn, den Lazarethpfarrer und noch einen Zeugen zu rufen. Als die versammelt sind, bittet er den Pfarrer, auf ein Stück Papier zu schreiben:

„Ich fühle meinen Tod nahen. Ich habe Niemanden, der mir nachtrauert, da meine Eltern und Verwandten todt sind. So vermache ich denn mein ganzes Vermögen und mein Mobiliar, das in
Frommel, In des Königs Noth. 9

der Stadt . . . bei dem Herrn *** aufbewahrt ist, der Wittwe und den Kindern meines treuen und tapferen Feldwebels, der mit mir das gleiche Schicksal theilt. Gott sei meiner Seele gnädig! Dies ist mein letzter Wille.“

Nachdem er das mit großer Anstrengung diktiert hatte, griff er nach der Feder und schrieb seinen Namen und Datum mit fester Hand darunter. Nach einer Viertelstunde umflorten sich die Augen, und er schlummerte sanft zum Tode ein. Der Feldwebel kämpfte noch und sah im lichten Augenblick seinen todtten Hauptmann neben sich liegen. Da wurde ihm das Testament seines Hauptmanns vorgelesen; die Thränen rannen ihm über die Wangen, er kehrte sich zur Wand, und nicht lange darnach war er im Tode mit seinem Hauptmann vereint. Und drüben hat er ihm danken können.

Anders war's mit einem Testamente vor der Schlacht am 14. August. Unter den fröhlichen Leuten sitzt still und schweigend ein Landwehroffizier aus Berlin, sonst im Leben ein Kammergerichtsrath. In seiner Hand hält er ein Bild, zieht dann seine Börse heraus und vertheilt den reichen Inhalt an die Mannschaften seiner Compagnie. Dann wendet er sich an einen Lieutenant und sagt zu ihm: „Wir waren einst Freunde und sind, wie Sie wissen, seit langer Zeit einander feind. Sie wissen, daß ich nie abergläubisch gewesen bin. Aber so fest ich überzeugt bin, daß wir siegen werden, so

fest bin ich überzeugt, daß ich fallen werde. Es giebt Ahnungen! Sollte ich todt sein, wenn Sie das Schlachtfeld räumen, so soll mein Vermögen den Wittwen und Waisen derer zufallen, die in dieser Schlacht gefallen sind. Einer von Ihnen wird ja wohl am Leben sein, um meinen Wunsch auszuführen; in meiner Brieftasche befinden sich die Papiere. Werde ich verwundet vom Schlachtfelde gebracht, so sendet mich nach der ersten deutschen Stadt, damit ich nicht in fränkischer Erde ruhe.“ — Dann reichte er dem früheren Feinde die Hand zur Versöhnung.

Die blutige Schlacht brach an. Jeder hatte mit sich selbst zu thun, und erst spät nach der Schlacht im furchtbarsten Regen machte sich der Lieutenant mit etlichen Leuten auf, nach dem ahnungsvollen Kameraden zu sehen. Bald fanden sie ihn, die Linke auf die Brust gepreßt, die Rechte blutend herabhängend. Das kleine Bild auf der Brust war durch einen Prellschuß zertrümmert. Den rechten Schulterknochen hatte die Kugel zerschmettert. Dem Freunde, der sich über ihn beugte, gab er die letzten Grüße, dann die Brieftasche; sie feierten zusammen das heilige Abendmahl, das er begehrte. Als der zweite Verband ihm angelegt wurde, hauchte er sein Leben aus. — Seine Ahnung, sein Vermächtniß und sein letzter Wunsch wurden erfüllt; er ward in der Heimath begraben. Der geneigte Leser wird aber wissen, welches das schönste unter seinen Vermächtnissen war. —

Abermals liegen ihrer Zwei nach der Schlacht von Gravelotte neben einander. Der Eine ein verwundeter Lieutenant, der sich vorwärts nach dem Dorfe geschleppt hatte, aber dann halbbewußtlos und durch den Blutverlust erschöpft neben einen Schwerverwundeten gesunken war. Der Mond schien hell über das weite Todtenfeld. Als der Lieutenant wieder zu sich kam, sah er neben sich einen jungen Mann, einen Soldaten seines Regiments, dem eine Granate beide Beine zerschmettert hatte. Die Hände hatte er über der Brust gefaltet, das bleiche Antlitz war vom Monde hell erleuchtet. „Gott tröst' Euch, Kamerad,“ sagte der Lieutenant, „Ihr leidet wohl arg?“ „'s wird bald zu Ende sein, Herr Lieutenant, aber es ist doch schön, in der Sterbestunde noch eine menschliche Stimme zu hören, dann ist's weniger schwer.“ „Wollt Ihr einmal trinken, Kamerad,“ sagte der Lieutenant und reichte ihm die Feldflasche. Durch den Trunk erquickt, erzählte der Soldat von seiner Heimath, von seiner Kinderzeit und Jugend, von Vater und Mutter. „Sagen Sie nur meiner Mutter, wenn Sie sie sehen, daß ich ruhig und getrost in den Tod gegangen bin und ihr noch in der Ewigkeit für alle ihre treue Liebe danke.“ — Dann war er eine Weile still. Darnach sagte er: „Noch eine Bitte habe ich, Herr Lieutenant: heute ist gerade meiner Marie Geburtstag; wir sind schon lange verlobt, und zu Michaeli sollte die Hochzeit sein — sagen Sie ihr, sie soll sich nicht grämen und

recht oft zu meinen Eltern gehen, die Mutter wird sie gewiß trösten. Und was ich so bei mir habe — die Uhr, mit der Schnur von meiner Marie Haaren, die sie mir an Weihnacht geschenkt, und das neue Testament, worin mein Einsegnungspruch steht, das nehmen Sie an sich; Gott lohn' es Ihnen, Herr Lieutenant, ich kann es nicht, aber daheim werden sie es Ihnen nicht vergessen, und die Mutter — —“ da stoßt der Athem, noch ein leises Gebet, der Anfang eines Liebesverses, den der Lieutenant vollends ausbetete — und das Testament war gemacht, der Geist entflohen.

Noch von einem Vermächtniß will ich sagen. Aber der Erblasser hat's nicht bestimmt, sondern das Vermächtniß hat sich selbst vermacht. In der Schlacht von Sedan wird ein französischer Offizier von einer Kugel tödtlich getroffen und mit ihm sein großer prachtvoller Hund in der Schulter verwundet. Kommt ein bayerischer Offizier, erquickt erst den sterbenden Franzosen und verbindet, so gut es geht, dem Thier seine Wunde. Von da an geht der vierfüßige Franzmann mit dem, der seinem Herrn den letzten und ihm den guten Dienst gethan, und begleitet ihn in allen ferneren Schlachten. —

So, nun weiß der geneigte Leser, was es mit dem Vermachen auf sich hat. Ich wünsch' ihm aber aus Nächstenliebe auch noch das Erben und so einen Dunkel in Amerika, der seinem tapfern deutschen Neffen ein Stümmlein aussetzt, wenn er brav ausgedient hat

und in seinem Führungsatteste „Gut geführt“ steht, damit er sich dann ein Häuslein kaufen und ein oder zwei Aeckerlein dazu, worin er seinen Kindern vom Soldatenleben erzählt, von seiner Mühsal und seinen schönen Tagen. Das beste Erben wünsche ich ihm aber, wenn das — „St.“ davor, selig geschehen.

Wie einmal Einer durch's Glatteis und durch Höflichkeit sein Glück gemacht hat.

Beim Glatteis hat schon mancher Arm und Bein gebrochen, denn nicht alle können drauf laufen und Balance halten, und somit ist's für Viele ein Unglück geworden. Da will denn der Verfasser erzählen, wie einem unsrer Soldaten das Glatteis der solide Grund geworden ist zu seinem und seiner Familie Wohlergehen bis zum heutigen Tag. Aber freilich das Glatteis hat's allein nicht gethan, sondern es kam noch was Anderes dazu, was Einem in der Welt forthat. Denn das Sprüchwort hat Recht: „Mit dem Hut in der Hand kommt man durch's ganze Land,“ d. h. mit Anstand und Höflichkeit kommt man weiter als mit Grobheit. Zwar glauben das nicht alle Leute, sondern meinen, wenn man heutzutage

seinen Gut recht fest auf den Kopf drücke oder Andern gar den ihren „antreibe“, d. h. einschlage, so komme man noch einmal so gut durch. Das ist so eine funkel-nagelneue und doch uralte Weisheit, die nichts taugt. Denn freche Leute hat's je und je gegeben, die ihre Ellbogen gebraucht haben, schließlich aber haben sie doch einen gefunden, der noch viel frecher war als sie und ihnen gelohnt hat bei Heller und Pfennig, was sie sich gegen Andere herausgenommen. Der Verfasser will drum lieber von Einem erzählen, der seinen Gut in der Hand gehalten, d. h. fein bescheiden, hilfreich den Andern beige-sprungen und zuletzt dadurch nicht bloß durch's Land, sondern auch „zu Land“ gekommen ist.

Die biederen Westfalen, die im vorigen Jahrhundert dem Könige von Preußen gehört hatten, mußten es sich doch einmal gefallen lassen, daß man ihnen zu Anfang dieses Jahrhunderts einen neuen König setzte. Der sollte zum Trost der Unterthanen „König von Westfalen“ heißen und zu Kassel residieren. Der geneigte Leser kennt ihn, den man damals nur statt „Jérôme“ den „D Jerum“ nannte, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte aus dem deutschen Geldbeutel heraus, denn Pumpernickel war nicht sein Leibgericht, noch Fisebohnen, trotzdem es der König von Westfalen war. Der sammelte um sich einen Hofstaat, damit sein Hof doch auch Glanz hätte, und die jungen westfälischen Edelleute mußten zu Hof gehen nach Kassel

und dort Pagendienste thun und in die Nobelgarde treten. Wenn sie nicht wollten, so konfiszirte man den Asten Hab und Gut. Da mußte denn mancher junge Mann dran glauben, dem das Herz im Leibe sich herumdrehte, wenn er den König von „Napoleons Gnaden“ nur ansah. Aber es half Nichts. Unter ihnen war auch Einer, ein schöner, hochaufgeschossener Mensch, ein Junge wie eine Tanne im Hochwald. Dem stand die Uniform prächtig, aber sie saß ihm doch schlecht auf seinem deutschen Herzen. — Allein aus Gehorsam gegen seinen alten Vater beugte er sich. Als der große Zug gegen Rußland losging, freute er sich königlich, denn er dachte, wer weiß, ob's nicht dem Napoleon sammt den Westfalenkönig den Hals kosten wird. So zog er denn mit seinem Fähnlein als Junker nach Rußland. Wie's dort zugging, und wie dort der liebe Gott durch ein wunderbares Material den Franzosen „ingeheizt“ hat, nämlich durch die furchtbare Kälte, weiß der geneigte Leser auch. Halbverfroren, verwundet und elend kam auch der Junker auf deutschem Boden an. Um's Leben gern wäre er schon damals zum alten York gestoßen und hätte mit ihm Kehrt gemacht gegen die Franzosen, aber es ging nicht. Denn die Franzosen trauten den Westfalen nicht über's Wasser hinüber und steckten sie einzeln in französische Regimenter hinein, so daß an ein Entkommen nicht zu denken war. Aber in der Schlacht bei Leipzig kam der Augenblick, wo der Junker dachte:

„jetzt ist's Zeit“, und mit etlichen Leuten seiner Schwadron sich in die Büsche schlug, um hinüber zu kommen zu den Preußen. Als er so links umschwenkte, merkte ein französischer Wachtmeister den Braten und eilte ihm nach mit einer ganzen Schaar. Der Fähnrich gab seinem Pferd die Sporen in den Leib und jagte dahin — er hieb unterwegs einen Franzosen vom Pferd, der ihm zu nahe kam; aber da kam ein breiter tiefer Graben. Mit der letzten Kraft raffte sich das Pferd zusammen und kam auch glücklich hinüber, aber drüben blieb es in einem Strauch hängen und warf den Reiter kopfüber in die Hecke und Sumpf. Die französischen Reiter schossen nun auf Gaul und Reiter, was das Zeug halten wollte; das Pferd, hinter dem sich der Reiter duckte, wurde todtgeschossen, bis ihm endlich freier Paß gelang und er auf allen Vieren den Abhang hinaufkroch und das Weite, d. h. die Preußen suchte. Alle lachten, als der „Schmutzfink“ ankam, kaum kenntlich vor Blut und Roth, und führten ihn direkt zu Vater Blücher. Der klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Das hast Du brav gemacht, mein Sohn, Du kannst Dir ein Pferd holen und Lieutenant bei uns werden.“ So machte er den Feldzug gegen Frankreich mit. Aber das war ruckbar geworden und man (denn es gab damals auch deutsche Lumpen, die Spione waren) hatte es gehört, daß der Fähnrich durchgebrannt, und all' sein Hab und Gut kam unter den Hammer und ward in aller Eile ver-

kauft, denn mittlerweile war der Vater gestorben und der Fähnrich hatte das Gut geerbt. Als er nach dem Frieden nach Hause kam, hatte er drum das Zusehen, mit so vielen Andern, die auch das Ihre verloren hatten.

In Berlin finden wir ihn wieder, wo des Königs Huld, als er von dem tapfern Streich gehört, ihn in ein's seiner Garderegimenter als Rittmeister einrangirte. Berlin ist dazumal schon ein theures Pflaster gewesen, nicht bloß weil dort viel Pflastertreter überhaupt wohnen und der Sand weich ist und alle Augenblicke das Pflaster wegen großer Versunkenheit in Anflagestand gesetzt wird. Drum galt's denn auch dem Rittmeister, bei seiner Gage sich auf's Addieren und Dividieren zu legen, um keine Rechenfehler zu machen. Und doch fand er überall Gelegenheit und Mittel, Gutes zu thun, trotzdem er so schmuck und sauber daher kam, wie nur Einer in seinem Regiment. Alle hatten den liebenswürdigen, freigebigen Kameraden lieb, denn arm hat sich noch Keiner gegeben, wohl aber arm „gespart“. So lebte er denn recht und schlecht, wie's einem braven Offizier gebührt, und machte sich keine weiteren Sorgen um die Zukunft. Da geschah's in der Winterzeit einmal, daß er unter den Linden spazieren ging, denn das ist so der richtige Spaziergang für den Berliner, der etwas Grünes sehen will. Aber es war böses Glatteis an jenem Tage, und wer da nicht fest auf den Beinen ist, thut besser,

er bleibt zu Haus. Beim Glatteis fallen ist nicht bloß gefährlich, sondern auch lächerlich. Man sieht die Leute wanken und kämpfen mit dem Gleichgewicht, und es bedarf schon einer ziemlichen Portion Nächstenliebe, um nicht zu lachen. Der Rittmeister geht seinen sichern Schritt fort, da hält nicht weit von ihm eine Kutsche. Sie war in altväterlichem Stil gebaut, so eine rechte Arche Noah, hoch und mit etlichen Tritten versehen zum Heruntersteigen. Aus dieser Arche heraus wickelte sich eine ältliche Dame, die mit Mühe nur sich ihres langen Shawls erwehrte, der sich ihr um die Füße geschlungen. Dazu kam das Glatteis, auch die Trittbretter der Kutsche waren glatt, — kurz der Augenblick war da, wo die Dame von der Kutsche herab kopfüber auf das Pflaster stürzen mußte. Unser Rittmeister übersieht schnell die Lage, rutscht mit einem großen Satz hinzu und fängt die Dame mit seinen kräftigen Armen auf, trägt sie wie ein Kind bis in die Hausflur und setzt sie unter vielen Entschuldigungen, so frischweg zugegriffen zu haben, nieder. Die Dame ist noch so erschreckt über den möglichen Fall und die wunderbare Portehaise, in der sie in's Haus befördert worden, daß sie kaum eines Wortes fähig ist und hinauf eilt in ihre Wohnung. „Hätte ich nur nach seinem Namen gefragt,“ sagte sie zu ihrer Kammerjungfer; „was wird er von mir denken.“ Der Rittmeister dachte aber an nichts Anderes, als was ein braver Mensch in solchem Falle überhaupt denkt:

„Es ist Deine Pflicht und Schuldigkeit,“ und legte sich an dem Abend zu Bett, wie andere Abende auch, ohne wie jener Herr in X. den Hut vor sich selbst ab-zuziehen und zu sagen: Louis, das hast Du wieder gut gemacht.

Am folgenden Tag aber ging er vorbei, sich nach dem Befinden der Dame zu erkundigen, denn er dachte, der rittmeisterliche Schreck könne ihr doch in die Glieder gefahren sein. Sie ließ ihn zu sich kommen und sagte ihm unter vielen Knixen ihren allerrespektvollsten Dank für seine Ritterlichkeit.

Damit war die Sache abgemacht zwischen dem alten Fräulein und dem Rittmeister. Sie sahen sich dann und wann einmal in Gesellschaft, und am Neujahr versäumte er nie, ihr seine Karte und sie ihm die ihre zu senden und sich gegenseitig ein glückliches neues Jahr zu wünschen. Es vergingen noch ein paar Jahrelein, der Rittmeister war gerade im Manöver, als er, nach Hause kommend, den Tod des Fräuleins vernahm. Es war ihm leid um sie, wie's Einem um einen Menschen leid ist, wenn man sein freundliches und dankbares Gesicht nicht mehr sieht.

Nach etlichen Wochen wird der Rittmeister auf das Stadtgericht citirt. „Nun, was wird's sein,“ sagt er vor sich hin, „sie werden mich doch nicht ein-spunden wollen,“ und zog seinen Sarras an und Uniform erster Garnitur und meldete sich. Der Richter holte ein großes Papier heraus und liest: „Zum

Universalerben setze ich den Herrn Rittmeister von N. N. ein, der mich damals so ritterlich beschützt hat. Ich habe den wackern Mann immer im Auge behalten in seiner Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit. Er wird für meine Güter, die ich ihm hinterlasse, ein guter Wirthschafter und meinen Leuten ein hülfreicher Freund sein. Dies ist mein freier, letzter Wille.“ Punktum, streu Sand drauf! „Nun, wollen Sie die Erbschaft, die völlig ohne Schulden ist, antreten?“ fragte der Richter. Der Rittmeister war jetzt gerade so außer Fassung wie damals das Fräulein und war wie aus dem Sattel geworfen und sagte endlich: „Ja, in Gottes Namen.“ Wie er nach Hause gekommen mit dem Schriftstück, weiß ich nicht, ob per Wagen oder per pedes apostolorum. Nur so viel, daß er bald darauf den Abschied nahm und sich auf das schöne Gut setzte, dem bald noch ein zweites zufiel. So war ihm reichlich wiedergegeben, was ihm der „Terum“ genommen hatte, viel schöner, als er es einst besessen, und er hat auch das Vertrauen des alten Fräuleins gerechtfertigt, daß er ein Segen für seine Leute geworden. Weitläufige Verwandte des alten Fräuleins wollten zwar das Testament anfechten, aber es half ihnen Nichts; denn Recht muß Recht bleiben, dafür giebt's ein Kammergericht in Berlin!

Merke: Mit dem Hut in der Hand, kommt man durch's ganze Land. Hätte er gedacht: „Du läßt die alte Schachtel fallen bei dem Glatteis,“ so wäre Alles

zu Wasser geworden. Aber Höflichkeit schändet keinen Menschen, auch keinen Soldaten.

Merke: Wer sein Vaterland lieb hat und ihm etwas opfern kann, dem soll's nicht fehlen, wenn's auch nicht allewege so reichlich hergeht, wie hier.

Zweierlei Treue.

's ist schon ein paar Jahre her, noch ehe der Verfasser bei den Soldaten eingetreten ist, daß es bei ihm an einem Abend spät an der Hausthür klingelte. Dort am Rhein war's sonst nicht Sitte, Einem so spät in's Haus zu fallen, und ich dachte wohl, es ist irgend eine Depesche, die in der Nacht noch kommt. Damals kriegte man bei den Depeschen noch einen leisen Schreck, der sich aber jetzt immer mehr verliert. Denn was man so oft kriegt und sieht, verliert zuletzt seinen Reiz, aber auch seinen Schrecken. Aber es war diesmal was Anderes. Ein Herr stand draußen im Dunkeln. Ich ließ ihn eintreten. Ein verwittertes Gesicht und gebleichte Haare auf Kopf und Bart schauten mir entgegen, seine Kleidung war nicht weit weg von der des verlorenen Sohnes, der die Risse zustopfen und mit Tinte zustreichen mußte. An seinen Manieren sah man's ihm an, daß er einmal bessere Tage im Leben gesehen und ehrlicher Leute Kind gewesen sein mußte.

Aber es war Alles an ihm heruntergekommen, und er sah aus wie eine Wiese, über die das Wasser im Juni gekommen, und alle Blumen mit grauem Schlamm überzogen hat, oder wie ein verhageltes Kornfeld.

Ich examinirte ihn und nahm ihn scharf auf's Korn. Woher? Wohin? Was wollt Ihr? Er schwieg eine Weile, dann brach er mit einem Male los. „Ich bin mit einem Wort zu sagen: Ein Deserteur, ein alter Deserteur, jetzt schon nahe an die sechzig — der aber noch keine Ruhe gefunden und nur bei Nacht wandern kann.“ — Ich ließ ihn sitzen und forderte ihn auf, einmal zu erzählen, wie das gekommen. — Er war seines Zeichens ein Kaufmann und sollte dreijährig dienen. Im Hause, wo er treue Eltern hatte, war's ihm aber in der Jugend schon zu eng geworden. Er wußte nicht, was es heißt, seinen Eltern noch die Füße unter den Tisch strecken zu können. Drum wollte er fort und einmal Freiherr in der Welt sein. Da kam der Ruf in den Dienst. Er stellte sich und wurde, da er ein kräftiger Mensch war, auch in's Regiment gesteckt, das damals zu Mainz in Festung lag. Aber schon nach den ersten Tagen wollte ihn weder der Dienst noch das Essen schmecken, und wenn er am Rhein stand und schaute, wie die Schiffe mit Dampf oder vollen Segeln dem Meere zueilten, da kam er sich wie ein gefangener Sträfling vor, und es zog ihn fort mit unwiderstehlicher Gewalt. Nach der Schweiz wollte er ausreißen und wartete nur auf einen günstigen

Augenblick. An Geld fehlte es ihm nicht; so fand er bald Leute, die ihm die Uniform abnahmen und ihn in Civilkleidern, als Schiffsmann verkleidet, auf ein Segelschiff brachten, das stromaufwärts fuhr. Dazumal gab's noch keinen Telegraphen, der hinter Einem herjagt, nur Steckbriefe, und die waren lahm an beiden Beinen. So entkam er, als sie französisches Ufer erreicht hatten. Kurz vor Straßburg setzten ihn die Schiffer aus und überließen ihn seinem Schicksal. — So trieb er sich dort ein paar Monate herum. Das Geld ging ihm aus, nach Hause durfte er nicht schreiben, um sich nicht zu verrathen. So blieb ihm nichts übrig als einzutreten in — die Fremdenlegion. Das war also der erste Schritt zur Freiheit! Statt im Dienst des Vaterlandes zu stehen, kam er in den Dienst bei den Fremden. Also hinüber nach dem heißen Afrika. Man weiß, wie die Franzosen selbst diese Legionen ansahen, mit welcher Verachtung sie vornehmlich auf die schauten, die den Eid der Treue gebrochen und den Fahneneid abgeschworen hatten. Sieben Jahre lang diente er drüben, und da fing schon das Haar an zu bleichen. Tag und Nacht war keine Ruhe, und der damalige Häuptling Abbelkader war schneller als die Franzosen, war überall und nirgends und ließ ihnen keine Ruhe. So kehrte er, gebrochen in seiner Gesundheit, nach Paris zurück. Dort ließen ihn deutsche Flüchtlinge studiren, und er wurde Apotheker. Und doch ließ es ihm keine Ruhe in Frankreich. Er

wollte wieder Berge sehen und deutsch reden hören. Aber wenn er zurückgekommen, so harrte seiner lang-jährige Festungshaft. So ging er nach der Schweiz. Heimath ja — wer kann sie vergessen! Jetzt tauchte in ihm erst das auf, was er zu Hause gehabt, und jetzt, wo er heimgekehrt wäre, ach so gerne — da war ihm die Heimath verschlossen. Also nach der Schweiz. Dort in den stillen Thälern wollte er vom heißen Afrika genesen. Aber wenn das Herz krank ist, heilt Cinen auch kein stilles Thal und kein hoher Berg, und wenn die beste Luft drauf wehte. In der Schweiz aber liegt das Geld auch nicht auf der Straße herum, und ein Fremdling hat's nicht leicht unter den Eidgenossen, die wie Kletten an einander halten. Dort lernte er in Zürich eine Familie kennen, mit deren Tochter er sich heimlich verlobte. Aber die Eltern gaben's nicht zu, dieweil er keine Stellung und kein Vermögen hatte. So mußte er wieder wandern. Er hörte von einer Stelle in Südamerika, wo man einen Arzt und Apotheker brauchte; da wollte er nun hin. Heimlich verließ er die Schweiz und ging über See nach Hamburg, denn Deutschland und Heimath durfte er nicht sehen. Dort, als er eben sich einschiffen wollte, stand seine Braut vor ihm, die ohne sein Wissen auch heimlich ihre Eltern verlassen hatte. Ohne Segen der Eltern ließ er sich in Hamburg trauen, und nun ging's hinüber, drei Monate lang über's Weltmeer. Aber als die junge Frau das endlose Meer Tag für Tag

sah, da kam ihr das Heimweh nach den Bergen. Als sie endlich in Rio Janeiro angekommen, überfiel ihn das gelbe Fieber und brachte ihn an den Rand des Grabes. Noch dreihundert Meilen sollte er reisen, um zu seiner Stelle zu kommen. Aber das hielten die Beiden nicht aus. Nach zwei Jahren bittersten Elends kamen die Beiden zurück und klopfen an der Eltern Thür. Die Eltern nahmen ihre Tochter und das einzige Kind aus der Ehe auf, ihn selbst aber nicht. Er hat seine Frau nicht wieder gesehen: sie starb vor Gram wenige Jahre nachher im Irrenhause. Das hatten Jammer und Elend fertig gebracht. Es schien, als sollte es ihm besser gehen und er in der französischen Schweiz Stellung finden, da brach dort aber die Revolution aus. Er hatte in der Fremde und im Elend gelernt, daß beim Eidbrechen nichts herauskommt und war mit Wort und That gegen die Leute aufgetreten. Da war seines Bleibens nicht mehr; die Andern, und vornehmlich seine Collegen, bissen ihn weg, und er ging wieder als Flüchtling nach England. Dort aber mißglückte ihm Alles, und in der großen Steinwüste von London ging er völlig zu Grunde. Alle seine Habe mußte er zusezen, da die Gicht ihn Monate lang auf's Krankenlager fesselte. — So brachten ihn Freunde auf's Schiff, um ihn nach Holland in's Bad zu bringen. Die alte Königin von Holland war es, die sich seiner annahm und ihm — nach fünfzig Jahren des Herumirrens, die Erlaubniß erwirkte, seine

Verwandten sehen zu dürfen. Aber das Elternhaus war ausgestorben, und nur wenige der Verwandten lebten noch; seiner Rechte war er verlustig gegangen, Heimath hatte er nirgends mehr. Er wollte nun wieder nach Paris, wo er seine Tochter, die er nur einmal im Leben wiedergesehen hatte, auffuchen wollte. — So stand der Mann vor mir. „Seit jener Stunde,“ sagte er, „da ich den Fahneneid gebrochen, ist alles Elend über mich hereingebrochen. Was sind drei Jahre Dienst gegen die fünfzig Jahre meiner Irrfahrten?! Ich bin noch nicht am Ziel meines Elends. Ich weiß nicht, wo ich ruhig sterben kann und wer mir die müden Augen zudrücken wird.“ — Das war zum Erbarmen. Ich half ihm, so gut ich konnte. Seine Lebensgeschichte hat er mir noch aufgeschrieben, und sie liegt vor mir. Die kurze Summe derselben lautet: Ob man Menschen auch desertirt, dem lebendigen Gott entgeht doch Keiner. Der findet Einen in Afrika, in Südamerika und in England. Darum festgehalten am Eid! So wahr mir Gott helfe, hatte dieser Mann geschworen. Aber die Hilfe seines Gottes hatte er durch den Meineid von sich gestoßen; nun hatte er nur die Gerechtigkeit Gottes erfahren. —

Damit du aber siehst, daß es auch eine andere Treue giebt als die Untreue — laß dir von ein paar treuen Menschen erzählen, die ihren Eid durchgehalten haben.

Es war nach der unglücklichen Schlacht bei Jena

im Jahre 1806, da hatten von den vielen Gefangenen, die es dabei gab, zwei preußische Jäger sich aus dem Staube zu machen gewußt und waren über die Berge der französischen Gefangenschaft entlaufen. Solche Leute hieß man dazumal mit einem echt deutschen Ausdruck „Ranzionirte“, was mit Ranzen gar nichts zu thun hat. Also die Ranzionirten schlugen sich durch die Büsche über den Thüringer Wald und dachten nicht anders, denn als brave Soldaten des Königs sich wieder zum Heere oder zu einer preußischen Festung durchzuschlagen. Sie trafen nach etlichen Tagen auf andere Ranzionirte, die gerade auch so dachten wie sie, und das war den Beiden Aufmunterung und Trost. Denn zusammen — sie waren ihrer vierzehn — ließ es sich schon besser aushalten. Ihre Kleider hatten sie den Bauern auf einsamen Höfen hinterlassen und sich dafür Bauernkittel und Drillchhosen eingetauscht, damit sie Niemand erkenne. Sie waren aus allen Waffengattungen, Fußvolf, Reitersleute, Jäger, Artilleristen, kurz, sie hätten so ein Stück Generalstab heutigen Tages abgegeben. Denn Jeder verstand etwas von seinem Handwerk, und viele Etwas geben einen Generalstab. Solche Ranzionirten hatten es zumeist faustdick hinter den Ohren, denn dickfellige Leute ließen sich leicht fangen, aber so ein Ranzionirter mußte schon das Gräslein wachsen hören, um überhaupt fortzukommen. Als sie denn zu einem solchen Häuflein angewachsen waren, merkten sie bald, daß dies Hilfscorps

einen Kommandanten haben müßte, wenn es bestehen sollte. So wählten sie unter sich den, der am allerdurchtriebensten und gewandtesten war, einen Artillerie-Unteroffizier, der den nicht mehr ungewöhnlichen Namen „Schmidt“ trug. Ihm sollte unbedingter Gehorsam geleistet werden. Er wußte aber auch Bescheid wie Keiner und führte sie bei Tag und Nacht die einsamsten Wege, um ja keinem Franzosen zu begegnen, von denen es schon überall wimmelte. So hatten sie sich Monate lang herumgetrieben und waren bis in's Pommerland gekommen. Ihr Plan war, nach Colberg zu gehen und dort der tapferen Besatzung zu Hilfe zu kommen. Nicht weit von dem Dertlein Arnswalde hatten sie sich just unter etliche Obstbäume gelagert und frühstückten. Während sie so die Brocken aßen, die ihnen ein patriotischer Bauer auf den Weg gegeben hatte, da fährt eine Postkutsche und hinter ihr ein schwer beladener Wagen vorbei. Der Kommandant Schmidt hatte mit scharfem Auge bemerkt, daß der Bediente auf dem ersten Wagen eine französische Kokarde trug. „Halt,“ dachte er blitzschnell, „Schmidt, hier gilt's die Ohren steif halten. Wie wär's, Du gingst dem Gesellen nach und knöpftest ihn ab und nähmst ihn mit nach Colberg.“ Also fix die Mannschaft zusammengerufen, den Plan mitgetheilt und aufgebrochen.

Mittlerweile besehen wir uns den Wagen und den Insassen. Das war kein Anderer, als der Marschall

Victor, ein Freund Napoleon's, der den Befehl erhalten hatte, sich mit Bindeseile nach Colberg zu begeben, um dort die Belagerung zu leiten und den General und Marschall Mortier abzulösen, der die Belagerungstruppen kommandirte. So war er denn unangefochten, da schon das ganze Land von den Franzosen besetzt war, bis nach Arnswalde durchgekommen, als eben die Kanzionirten ihr Frühstück einnahmen. Der Marschall hatte sie wohl am Wege sitzen sehen, und es war ihm so etwas überkommen wie ahnungsvolles Leibschneiden vor einer nahen Gefahr. Denn außer seiner eigenen Person führte er im zweiten Wagen viele Tonnen Geldes mit, ein paar Millionen, und für die war's ihm auch gerade nicht einerlei, wem sie in die Hände kamen. Als er darum in Arnswalde im Posthause angekommen war, verlangte er auf's Allerchnellste neue Postpferde. In einer Viertelstunde müsse Alles fertig sein, er werde derweilen mit seinem Adjutanten ein paar Tassen Kaffee trinken. Der Postmeister machte seinen Knix und befahl Alles, was der Marschall wollte. Als ihn derselbe fragte, ob die Gegend sicher sei, er habe so etliche Leute sitzen sehen an der Landstraße, die ihm auch nicht gerade die besten Brüder zu sein schienen und die am Ende preussische Soldaten wären, da versicherte ihn der Postmeister: bei ihnen sei Alles sauber in Arnswalde. Alle versprengten Soldaten, Marodeure, Kanzionirte seien schon von der Landstraße weggekehrt durch seine Herren Landsleute; die

da draußen, das müßten arme Schanzarbeiter sein, die der französische General in Stettin ausheben lasse, die hätten ja keine Waffen und wären froh, wenn man ihnen nichts thue. Also gab sich der Marschall zufrieden und trank seinen Kaffee.

Derweilen spannte der Postillon aus, und der andere brachte die neuen Pferde. Der erste Postillon aber, der bis Arnswalde gefahren war, konnte auch mehr als falsch auf dem Posthorn blasen und hatte gesehen, wie die Kanzionirten sich spornstreichs aufgemacht hatten der Stadt zu. Darum die Absicht ahnend, sprach er zu dem andern Postillon: „Kamerad, hübsch langsam, wozu willst Du Dich um die henkersche Franzosen so sputen.“ Der zweite verstand auch den Wink und schmierte erst langsam die Räder und nahm sie heraus, weil er sagte, daß sie's Brennen hätten und wund gelaufen wären und eingeschmiert sein müßten, und machte so langsam dabei wie ein ehrfamer Maurer, wenn er seine Pfeife stopft und anzündet. Derweilen waren die Kanzionirten in die Stadt gekommen und direkt in den Posthof von hinten gegangen. Der „Kommandant“ Schmidt spürte gleich, wo das „Baare“ saß, und ging auf den zweiten Wagen zu, faßte den Franzosen, der drin saß, bei der Brust und zwei andere seiner Leute machten ihn dingfest und setzten sich zu ihm auf den Wagen, damit er Gesellschaft hätte. Dann visitirte der Kommandant den ersten Wagen, in welchem er zwei geladene Pistolen

und den Degen des Marschalls fand. Er bewaffnete seine Leute, nahm den Degen und zog an der Spitze von acht Mann in's Posthaus. Der Marschall sah sie kommen, als er eben durch's Fenster blickte, und rannte zum Postmeister, ihm die größten Vorwürfe zu machen. Der aber sagte, er könne nichts dafür, diese Leute seien ihm nicht vorgestellt, und es bleibe ihm nichts übrig, als sich schnell durch's Fenster zu retten, durch den Garten, und weiter unten in der Wiese in den Büschen sich zu verstecken. Also der Marschall und sein Adjutant mit einem Satz hinaus und über den Hag. Dabei blieb der Marschall mit seinem Frack hängen und schlitze ihn von oben bis unten auf. Die Beiden verliefen sich aber auf der Wiese und kamen in einen Moorgrund, wo sie bald bis hoch über die Knie versanken. Da kam just des Weges der ehrsame Schneider des Orts vorbei. Der Marschall rief und machte Zeichen mit den Armen wie eine Signalstange an der Eisenbahn mit ihren beiden Armen, er möchte doch helfen. Aber dem Schneider war das Allerinteressanteste des Marschalls zerschlitzter Frack, und er besah sich den lange und besann sich, wie dem zu helfen sei, da ihm so etwas von Riß in seiner Praxis noch nicht vorgekommen war. Zum andern aber war er vorsichtig genug und kannte den bösen Tümpel recht gut und wie's that, wenn man etwa ein Schöpplein über den Durst getrunken und dann hineinfiel. Darum zog er sie nicht heraus, sondern zeigte ihnen ein paar

Steine, auf die sie springen konnten, um wieder auf's Trockene zu gelangen. Endlich krochen sie wieder heraus auf die Landstraße. Der Schneider befah sich den Frack kunstgerecht des Näheren, aber der Marschall drängte und bat ihn, er solle sie nur in sein Haus nehmen und vor den Kanzionirten verstecken, und bot ihm eine gefüllte Geldbörse an; der Schneider hatte wohl große Lust zu der Geldbörse, aber noch viel mehr Angst vor den Kanzionirten, und sagte drum: „Um Vergebung, meine Herren, bei mir sind Sie auch nicht sicher in der Stadt, aber draußen vor dem Thor habe ich einen alten Vetter im Hirtenhause, der wird sich eine Ehre und Freude daraus machen, Sie zu beherbergen, zudem ist's von dort leichter nach Colberg kommen zum Belagerungscorps.“ Also zogen sie in's Hirtenhaus, und der Schneider machte den Gevatter den Mund wässerig nach dem Gold und bedingte sich auch gleich ein Sümmelein davon aus, dafür, daß er ihm den vornehmen Goldvogel gebracht hatte. Der Hirte aber war arm wie eine Kirchenmaus und hatte nichts im Hause als dünnes Bier und grobes Brod; der Marschall aber hatte sich dafür furchtbare Leibesmerzen in dem Sumpf geholt, denn das Sumpfwaten war er nicht von Jugend auf gewohnt. Darum gab er ein Goldstück her, und die Hirtenfrau mußte in die Apotheke eilen und Zucker und Cognac kaufen.

In der Stadt aber war Alles zusammengelaufen, als man die französischen Offiziere hatte einfahren

sehen, und vornehmlich waren die Honoratioren in die Apotheke gegangen; denn der Apotheker war ein Taufenskerl, der nicht bloß Salben und Tränklein für Kranke, sondern auch Schnäpselein für Gesunde und vor Allem ein Mundwerk hatte, das seines Gleichen suchte. Dort traf man sich, um die Neuigkeit zu besprechen; denn es war ein politischer Fall, daß man in Arnswalde zwei Postkutschen mit einem General gesehen. Eben standen die Herren um den Apotheker herum und tranken auf die Nachricht hin einen Magenbitter, um mehr Weisheit zu kriegen, und zerbrachen sich die Köpfe, als die Hirtenfrau mit ihrem Goldstück eintrat und den Cognac verlangte. Alle schauten auf das Goldstück hin, denn Gold war damals noch viel rarer als heute. Zufällig aber war ein Arnswalder Junge „in Sachen von Zahnschmerzen“ auch bei dem Apotheker anwesend und besah sich das Goldstück und flugs sagte er es einem der Kanzionirten. Der meldete es gehorsamst dem Kommandanten Schmidt, welcher sofort den Zusammenhang ahnte und im Hirtenhause den Marschall und seinen Adjutanten mit seinem höchst-eigenen Säbel und Pistolen gefangen nahm und nach dem Posthause brachte. Der Marschall zog zuerst gelinde Saiten auf und sagte: „Kinder, macht doch keine schlechten Witze und laßt mich in Frieden ziehen.“ Aber Schmidt glaubte gar nicht, daß das ein schlechter Witz sei, den Marschall sammt seinen Goldvögeln gefangen zu haben, sondern ein recht guter. Als der

Marschall das hörte, daß man ihn nicht loslassen wollte, da rebete er von Sengen und Brennen und daß kein Stein auf dem andern in der Stadt bleiben werde. Das machte aber auf den Schmidt gar keinen Eindruck, eben so wenig, wie die hundert Napoleonsd'or, die er ihm anbot. Denn Schmidt sagte: „Was kann das helfen? Alles Geld, was Sie haben, gehört uns nach Kriegsrecht und Soldatenbrauch, Sie können Nichts verschenken. Da nannte der Marschall dem Posthalter seinen vollen Namen und sagte ihm, wie schlecht es für die Stadt ablaufen werde, wenn er ihm nicht helfe loszukommen, und daß es ihm noch den Kopf kosten werde. Dem Posthalter war sein Kopf auch etwas werth, wenn auch nicht gerade viel darin aufgespeichert war und schickte darum auf das Rathhaus und ließ bitten, daß doch einer von den „Gescheidtesten der Herrn“ käme und mit den Ranzionirten ein vernünftiges Wort reden möchte. Aber es ging gerade, wie in einem Städtlein der sonnigen Rheinpfalz, das im Franzosenkriege 1798 den Franzosen widerstanden hatte, wofür drei der gescheidtesten Bürger als Buße gehängt werden sollten. Was geschah? Sämmtliche Bürger nahmen den Reißhaus, weil Jeder dachte, er sei damit gemeint. So wollte Keiner hier zu den Ranzionirten gehen und Keiner der Gescheidteste sein und überließ das gern dem Herrn Collegen für diesmal. Zulezt faßten sie den Beschluß, Sturm zu läuten und die Bürgerschaft zu versammeln. Die kam

zusammen und beschloß, die Kanzionirten festzunehmen und den Marschall frei zu machen. Aber der Kommandant Schmidt trat vor und sagte: „Meine Herren, das ist Alles gut und schön, was Sie hier beschlossen haben, aber nehmen Sie sich in Acht, wir haben geladene Pistolen, und das Ding schießt mörderlich, und der Erste, der es wagt, Hand an uns zu legen, der wird zusammengeschossen ohne Weiteres. Also Achtung! Wir sind brave Soldaten und wollen unserm unglücklichen König helfen und jeden Franzosen, den wir finden, den nehmen wir gefangen. Sie fangen uns ja auch; was aber dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig. Und nun, meine Herren, halten Sie uns nicht auf.“

Nach dieser Rede dachte Jeder an Weib und Kind daheim, und daß er doch nicht seine Haut auf den Markt tragen möchte, wenn das Ding wirklich losginge, und so mußte der Marschall nolens-volens (oder Nolenz-Coblenz, wie Pulvermacher sagt) — in den Wagen steigen und gen Colberg fahren. Unterwegs war in allen Dörfern großer Jubel, daß man den Franzosen gefangen, und die Bauern legten die besten Pferde vor, damit sie ja recht schnell fortkämen, und brachten sie auf geheimen Wegen in die Festung. Dort meldete sich der Kommandant Schmidt bei dem Major von Schill und erhielt mit seinen Kameraden ein öffentliches Lob. Später wurde der französische Marschall am 20. Februar 1807 gegen einen ge-

fangenen preußischen Offizier ausgewechselt. Dieser
 Gefangene war kein Geringerer als: Vater Blücher,
 der spätere Marschall Vorwärts! Solchen Lohn hatte
 diese Treue!

Ein Stücklein vom alten Feldmarschall Blücher.

Daß der alte Feldmarschall „Vorwärts“ ein tüchtiger Degen und aus solidem Eichenholz geschnitzt war, weiß jedes Kind in Deutschland. Wer sein Bild sieht, mit den Adleraugen und der Habichtsnase, weiß schon, wessen man sich zu dem versehen hat. Das hat Keiner besser erfahren, als der alte Napoleon, der viel Geld seiner Zeit drum gegeben hätte, wenn er ihn lebendig in die Finger gekriegt hätte. Man weiß auch, daß er nicht gerne mit der Feder, sondern viel lieber mit dem Säbel schrieb, und die Diplomaten „Federfuchser“ schalt, die ihm Alles verderbten, was er mit dem Schwert gut gemacht. Und schließlich ist's auch bekannt, daß er just nicht der Feinste war, wenn es galt, Einem die Wahrheit zu sagen, und seine Untergebenen nicht mit Rosenwasser behandelte. So wurde einmal dem General von Horn in der Schlacht durch den Adjutanten Blücher's der Befehl zu Theil, rechts

zu schwenken mit seiner Division. Das richtete der Adjutant auch in aller Form recht höflich aus: „Seine Excellenz der Feldmarschall Blücher ersuchen Euer Excellenz mit der Division rechts zu schwenken.“ Aber der alte Horn wußte schon, daß dieses „Gesuch“ überzuckert war, und sagte: „So hat er nicht gesagt. Wie hat er gesagt?“ Der Adjutant machte ein verzweifelttes Gesicht und stotterte so was heraus, daß er nicht ganz so gesagt. „Heraus!“ schrie der General, „wie hat er gesagt?“ Da mußte er denn wohl oder übel mit der Sprache heraus und sagte: „Nun, Excellenz werden es gütigst entschuldigen, er hat gesagt — Sagen Sie dem „Hornvieh“, daß es rechts schwenken soll.“ „Richtig — so hat er gesagt, das hab' ich mir gedacht.“ Und die Antwort war gerade ebenso fein und höflich. — Daß aber unter diesem rauhen Gewand ein warmes Herz schlug und ein süßer Kern in dieser herben Schale steckte, weiß der Kamerad vielleicht weniger, wiewohl er gewiß schon Leute angetroffen hat, die brummen können wie die Bären und doch innerlich gutmüthig wie ein Lamm sind. Darum will der Verfasser ein Stücklein davon erzählen, was der alte Blücher in jungen Jahren einmal im Uebermuth und im Herzens-Wohlwollen gethan, und dessen er sich in alten Tagen noch erinnert und gesreut hat.

's war im Jahre 1774, an einem trüben Septembertag, daß der Unteroffizier Werner von den Bellinghusaren, seinen Kalpad auf dem Kopf und den Säbel

nicht herangezogen, zu drei Lieutenants hereintrat in die enge rauchige Stube und seine Meldung machte. Der Unteroffizier, sonst ein schmucker, strammer Husar, sah heute so trübselig aus, daß der eine Lieutenant, der kein anderer als unser Blücher war, ihn anrief: „Was, Kuckuck, Werner, was ist Dir über die Leber gelaufen? Du siehst ja aus, als hättest Du einen Spinnensalat gefressen!“

Der Unteroffizier sagte drauf: „Herr Lieutenant, mir ist was Schlimmes passiert, das macht mich ganz elend schon seit vielen Tagen.“

„Ja, was ist denn los — trinkt mal, und dann quetscht Euch mal aus!“

„Herr Lieutenant, halten zu Gnaden, aber mein Herz ist mir diesmal richtig verloren gegangen. Da ist — ja da ist so ein Mädchen in der Stadt, das will mich und ich sie — aber wir können nicht zusammen kommen. Sie kennen sie ja doch, die Lina, die bei ihrem alten Vater ist, das bravste und schmuckste Mädchen in der ganzen Welt.“

„Die Tochter vom alten Schmolk, dem Regiments-schneider? Werner, Du hast keinen schlechten Geschmack. Aber der Vater taugt nicht viel, das ist ein Wucherer und hat sein braves Weib schon zu Tod geärgert und unter den Boden gebracht.“

„Das ist's ja eben,“ sagte Werner. „Als ich heute bei dem Alten um sie anhielt und sagte, ich sei ehrlicher Leute Kind und habe mein Brod und meine

geraden Glieder — da schrie er mich an: „Ein Hungerleider bist Du — meinst Du, ich schmeiße meine Tochter einem solch' armen Schlucker an den Hals. Das ist hart, wenn man sich seine Armuth vorwerfen lassen muß.“

„Das sieht dem Schufte ähnlich, der sein Geld mit allerhand schmutzigen Händen verdient hat. Warte nur, dem wollen wir's schon eintränken.“

„Ja,“ sagte Werner, „halten zu Gnaden, Herr Lieutenant — ich hätte ihm auch was drauf gegeben, aber — die Lina stand dahinter, und man darf doch nicht den Vater vor dem Kind schlecht machen.“

„Das ist brav von Dir, Werner. Wir wollen's dafür besorgen.“

„Ja noch eins,“ sagte Werner, „er will seine Tochter einem alten Kerl geben, der Geld wie Heu hat, dem Bäckermeister. Das soll morgen fertig gemacht werden, und sie will doch den Leichkneuter nicht. 's ist rein zum Aus-der-Haut-fahren.“

„Nun,“ sagte Blücher, „warte, dem wollen wir mal einen Spuk spielen. Der alte Schmolz ist, wie alle solche Schufte, ein abergläubischer Kerl. Er soll eine heillose Angst haben, daß ihm seine Frau, die er so elend aus dem Leben geärgert, erscheint. Heute Nacht wollen wir sie erscheinen lassen und ihn so lange quälen, bis er das Versprechen giebt, daß Du seine Lina kriegst.“

„Ja, wo kommt aber der Geist her?“ fragte Werner.

„Das laß Dir keine Sorge sein. Sorge nur dafür, daß wir Nachts Schlag Zwölf zum Hause herinkommen, wo der Alte schläft, das Andere findet sich.“ Damit machte Werner höchst vergnügt rechts um und sagte nur: „Was der Herr Lieutenant einmal vorhaben, das thut er auch.“

Es war Alles so, wie Werner es gesagt. Der alte Schmolz hatte einem ebenso geizigen alten Nachbar, dem Bäcker Schwan, seine Lina versprochen und sich dabei noch ein ordentliches Sümmchen ausbedungen. Als aber der Bäckermeister mit seiner Perrücke auf dem Kopfe und den alten gelben Zähnen im Mund und dem Katzenbuckel auf dem Rücken um das Mädchen freien wollte und ihr seinen Antrag stellte, schickte sie ihn so heim, daß ihm alle Lust schwand, noch einmal anzubinden.

's war just Jahrmarkt in dem Städtchen, und von außerhalb waren viele Gutsbesitzer angefahren, die saßen beim alten Benske, einem renommirten Gastwirth, im Herrenstüblein beisammen, und unter ihnen auch Blücher. Man unterhielt sich über allerhand, und zuletzt kam's an's Spielen. Das war etwas, das nun der Kamerad vom alten Blücher nicht zu lernen braucht. Denn sein Spielen hat ihn in manche Noth gebracht. Wein, Weiber und Würfel sind drei W, die schon viel Weh in die Welt gebracht, und mancher sonst brave Kerl ist an dem einen oder andern zu Grunde gegangen und hat's nicht zum Feldmarschall

gebracht. Blücher hatte einen ganzen Haufen Dukaten gewonnen, als ihm der alte Benske was in's Ohr raunte. „Richtig,“ sagte Blücher und stand auf, steckte den Beutel mit Gold in seinen Attila hinein und ging fort. „Was mag er nur vorhaben,“ sagten die andern. „Laßt ihn, er hat was Gutes vor,“ sagte ein Lieutenant, der Vormittags mit dabei war, als Werner sein Unglück erzählte.

Die Uhr schlug auf dem Kirchturm knarrend die zwölfte Stunde, als unten am Hause des alten Schmolk, der mit dem projectirten Schwiegersohn Schwan viel getrunken und geraucht hatte und nun zu Bette lag, die Thür aufging und zwei Gestalten eintreten. Unten machte der eine Toilette, indem er sich einen bemalten Kopf aufsetzte, einen langen weißen Bettlaken über sich warf und eine Handlaterne in die Hand nahm. Das Gesicht war ganz ähnlich der verstorbenen Frau des Schmolk. So trat die Gestalt sachte an die Schlafthür des alten Bucherers, der unruhig sich im Bette herumwarf. Die weiße Gestalt ließ den Lampenschein auf den Schläfer fallen, der seine Augen weit aufriß, als er die Gestalt vor sich sah.

„Ach, Du bist's, Therese! Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ ächzte da Schmolk.

Die weiße Gestalt erhob sich dann zu übermenschlicher Größe.

„Du willst mich strafen, Therese. Ach, ich weiß was Du willst! rede!“

Aber die Gestalt gab keinen Laut.

„Nein, nein, der Schwan soll sie nicht haben!“ rief er, in Schweiß gebadet.

Die Gestalt schüttelte nur langsam den Kopf.

„Sie soll den Unteroffizier haben. Ich will ja gerne Deinen Willen thun!“

Wieder schüttelte die Gestalt den Kopf und sagte mit tiefer Stimme, wie aus dem Grabe: „Schwöre!“ —

„Nun ja, ich schwöre es,“ rief er — „aber geh', Therese, ich sterbe, wenn Du noch länger bleibst.“

Die Gestalt nickte freundlich und ging langsam zur Thür hinaus.

Alles wäre gut gegangen, wäre nur nicht der Geist auf den Bettlaken getreten und hätte sich drin verwickelt, und wäre er nicht die ganze Hühnertreppe hinuntergestürzt. Von dem Gepolter kam der Schmolz zu sich, zog sich rasch an und trat mit dem Licht herunter. Da sah er den entkleideten Geist, der sich eben noch den Laken los machte, und Werner sammt der Lina lachend beisammenstehen.

„So, ihr seid's, nichtsnutzige Hallunken, die ihr den Geist meiner Therese beschworen, das soll euch schlecht bekommen.“

Da trat Blücher, denn kein Anderer war der Geist, vor und hielt ihm eine Anrede, die sich gewaschen. „Schäme Dich, alter Sünder, daß Du Dein Kind noch so quälst, wie Du Deine selige Frau gequält. Mache an Deinem Kinde wieder gut, was

Du gegen sie gefehlt, und halte jetzt Dein Wort, was Du geschworen.“

„Dem Habenicht's soll ich mein Kind geben! Nimmermehr.“

„Halt,“ rief Blücher — „das ist nicht wahr. Er ist der bravste Mann im Regiment, ein schmucker Kerl, der nächstens Wachtmeister wird — und ein Kapital von vierhundert Thalern hat,“ und dabei langte er in den Attila und zog das Beutelchen mit Gold vor und gab es dem Werner.

Sprachlos stand derselbe da, und auch der alte Schmolck wurde weich, als er das Geld sah. „Nun,“ rief Blücher — „wird's bald?“

„Nun ja — ich muß wohl. Aber was wird der Schwan sagen?“

„Dem werde ich schon die Flügel schneiden, dem alten Spitzbuben, der doch noch einmal an den Galgen kommt,“ rief Blücher.

Nun legte Blücher die Hände der Weiden in einander und sagte: „So, nun haltet euch brav und ladet mich zur Hochzeit ein, und bei eurem ersten Kind will ich Gevatter sein.“

Bei der Hochzeit, die ein Jahr darnach stattfand, fragte Blücher den alten Schmolck, der mittlerweile seinen braven Schwiegersohn herzlich liebgewonnen und selber ein anderer Mensch geworden war und Blücher das Geld sogar zurückgeschickt hatte, was dieser aber nicht annahm — fragte also Blücher, in's Ohr

ihm raunend: „Ist Euch Eure Therese nicht erschienen, um Euch zu danken?“ Der alte Schmolt schüttelte lächelnd den Kopf. Außer den Betheiligten hatte Niemand etwas von der Geistererscheinung erfahren.

Jahre sind dahin. Aus dem Lieutenant Blücher, dem das Herz auf dem rechten Flecke und das Geld so lose in der Tasche saß, war der große General geworden. Am 26. Oktober 1813, nach der Schlacht von Leipzig, saß dem Napoleon auf den Fersen Blücher in einer Mühle nahe bei Eisenach. Da wurde ihm, während er seine kurze Pfeife rauchte, gemeldet, ein alter Mann lasse sich nicht abhalten und wolle ihn sprechen. „Laßt ihn herein,“ rief Blücher.

„Nun, was wollt Ihr? Wer seid Ihr, Alter?“

Stramm blieb der alte Mann, den schon weißen Bart streichend, an der Thüre stehen.

„Ich wollte Eure Excellenz nur einmal wieder sehen. Sie kennen mich nicht wieder. Ich bin der alte Wachtmeister Werner, dem Sie das viele Geld geschenkt bei der Spukgeschichte.“

„Werner,“ rief Blücher erstaunt und schüttelte ihm verb die Hand. „Wie kommt Ihr denn aus Pommerland den weiten Weg daher? Ihr seid zu Fuß marschirt, setzt Euch doch, Alter, und erzählt.“

„Ich habe meine vier Jungens bei der Armee, alle vier Husaren, alle Unteroffiziere, und alle haben das Kreuz — bloß der Zweite nicht, den haben sie in Großbeeren begraben. Mein Linchen ist noch ganz

die Alte. Wir sitzen auf einem schönen Grundstück, das uns der Schmoll, Gott hab' ihn selig, geschenkt. Wir haben ihm die Augen zugebrückt, und er ist uns ein guter Vater geworden. Ja dem alten Schwan haben's Excellenz prophezeit, der ist im Zuchthaus gestorben. In der Leipziger Schlacht hat mein Aeltester, der Leberecht, Euer Excellenz Pathenkind, eine böse Schramme gekriegt, da hab' ich mich aufgemacht, nach dem Jungen zu schauen. Aber er ist nur etwas angehauen, Excellenz, draußen steht er."

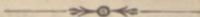
"Soll hereinkommen," rief Blücher. "Das ist ja ganz das zweite Linchen in Husarenuniform," rief Blücher, als er den stattlichen Husaren sah, der seine blutrothe Schramme verbunden hatte.

Blücher hatte seine helle Freude an dem Alten und seinem Pathenkinde und beschenkte das letztere reichlich und gab ihm für seine Mutter einen goldenen Gruß mit. — "Na," sagte Blücher, "ich bin seit jener Zeit, als ich Deinem Großvater erschienen, keinem Menschen mehr erschienen. 's war ein Lieutenants- und Husarenstreich, der damals gut ausgegangen. Aber Einem will ich noch erscheinen bis an's Ende der Erde und ihm keine Ruhe lassen bei Tag und Nacht. Ihr kennt ihn, den alten Sünder auf Frankreichs Thron, dem wollen wir Alles abjagen auf Heller und Pfennig."

Der alte Werner konnte kaum die Hand loslassen, die einst so treu für ihn gesorgt; dann trat er, die

Thränen im Auge, die Rückreise an, Blücher aber zog vorwärts bis vor Paris.

Item: Nachzumachen ist diese Geschichte nicht — aber das Herz drin, die hülfreiche Hand kann jeder haben, auch wenn er kein Blücher ist.



Büchfel, Gen.-Superintendent D. Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen. 4 Bde. M. 8.10.

Ein jeder Band wird auch besonders abgegeben.

Die Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen von Dr. C. Büchfel, weiland Generalsuperintendent (Berlin, Verlag von Wiegandt & Grieben, 4 Bände), sind es wert, wieder einmal in Erinnerung gebracht zu werden. Zunächst in der Evangelischen Kirchenzeitung erschienen, wurden sie von 1861 an in Buchform herausgegeben. Und es wird selten ein literarisches Produkt gegeben haben, welches soviel Segen gewirkt hat, wie diese Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen. Ein ganzes im Worte Gottes gegründetes, das Wort der Wahrheit recht teilendes, das Amt redlich ausrichtendes Pastorengeschlecht ist mit durch den in diesem wurzelrechten, schlichten, kernigen Pastorate der Kirche geleisteten Dienst entstanden. Daß auch das junge Pastorengeschlecht daran gemahnt werde, wieviel man für den inneren Menschen und wieviel man fürs Berufsleben von diesem Worte Büchfels haben kann, das ist der Zweck dieser Zeilen.

Evangel. Kirchenzeitung. 1895. Nr. 51.

Braun, Gen.-Superint. D. Pfr. Th., Die Befehrung der Pastoren und deren Bedeutung für die Amtswirksamkeit. 4. Aufl. 1892. (32 S.) 8°. M. —40.

Hesekiel, Ludovika, Elisabeth, Königin von Preußen. Ein Lebensbitd. 1880. (105 S.) 8°. M. 1.75.

Kawerau, Musikdirektor Herm., Choralbuch zu den Melodien für das evangelische Gesangbuch der Provinz Brandenburg, vierstimmig gesetzt. 1888. (X, 112 S.) qu. gr. 4°. M. 4.—.

Lauda Sion Salvatorem. Haus- und Herzmusik für drei und vier Stimmen aus dem St. Elisabeth-Diakonissenhause in Berlin. (196 S.) kl. 8°. 1877. M. 1.60.

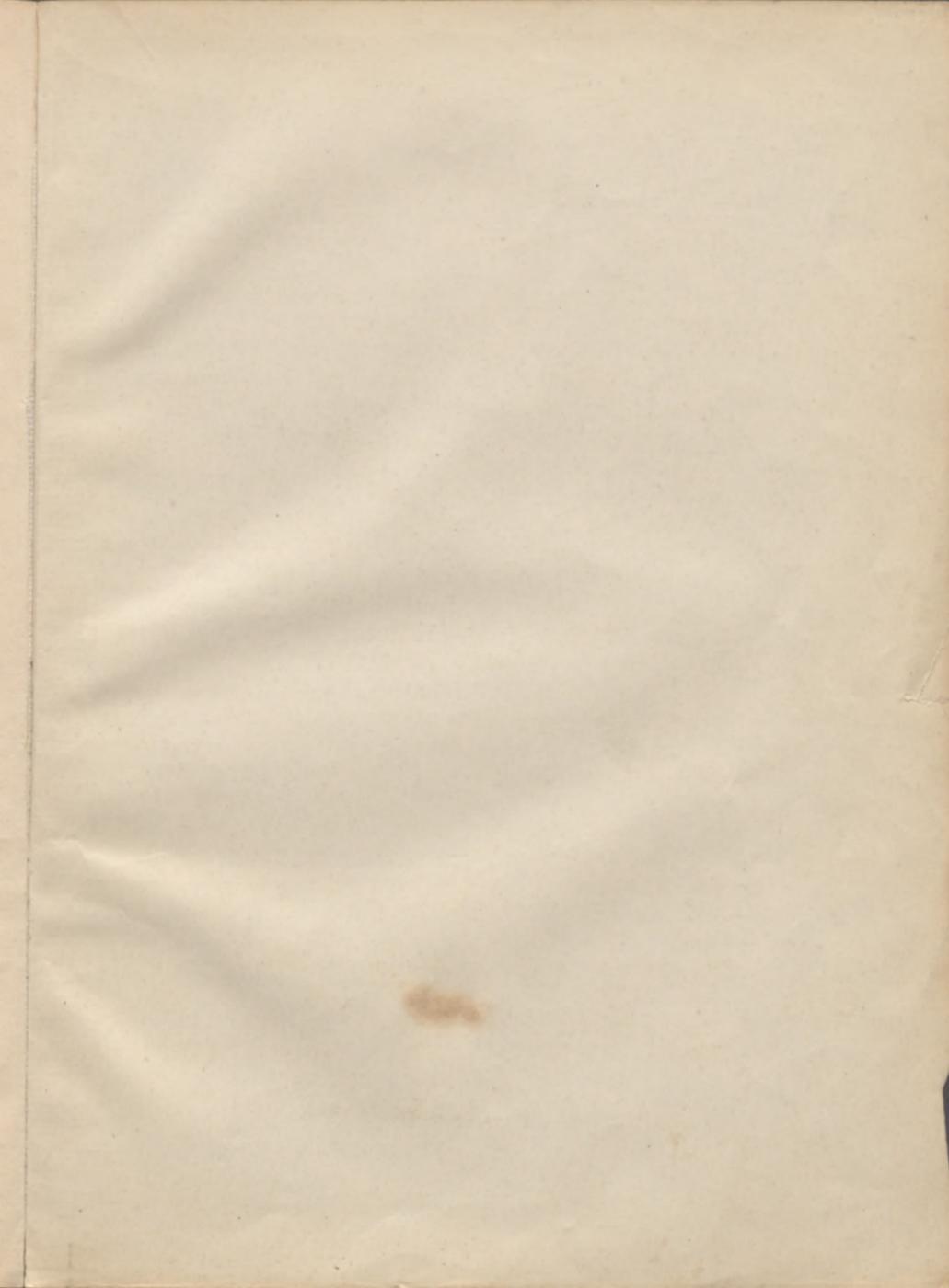
Liebich, G., Obdachlos. Bilder aus dem sozialen und sittlichen Elend der Obdachlosen. Bevorwortet von Prof. Dr. A. Wagner. 1894. (XVI und 256 S.) 8°. M. 3.—.

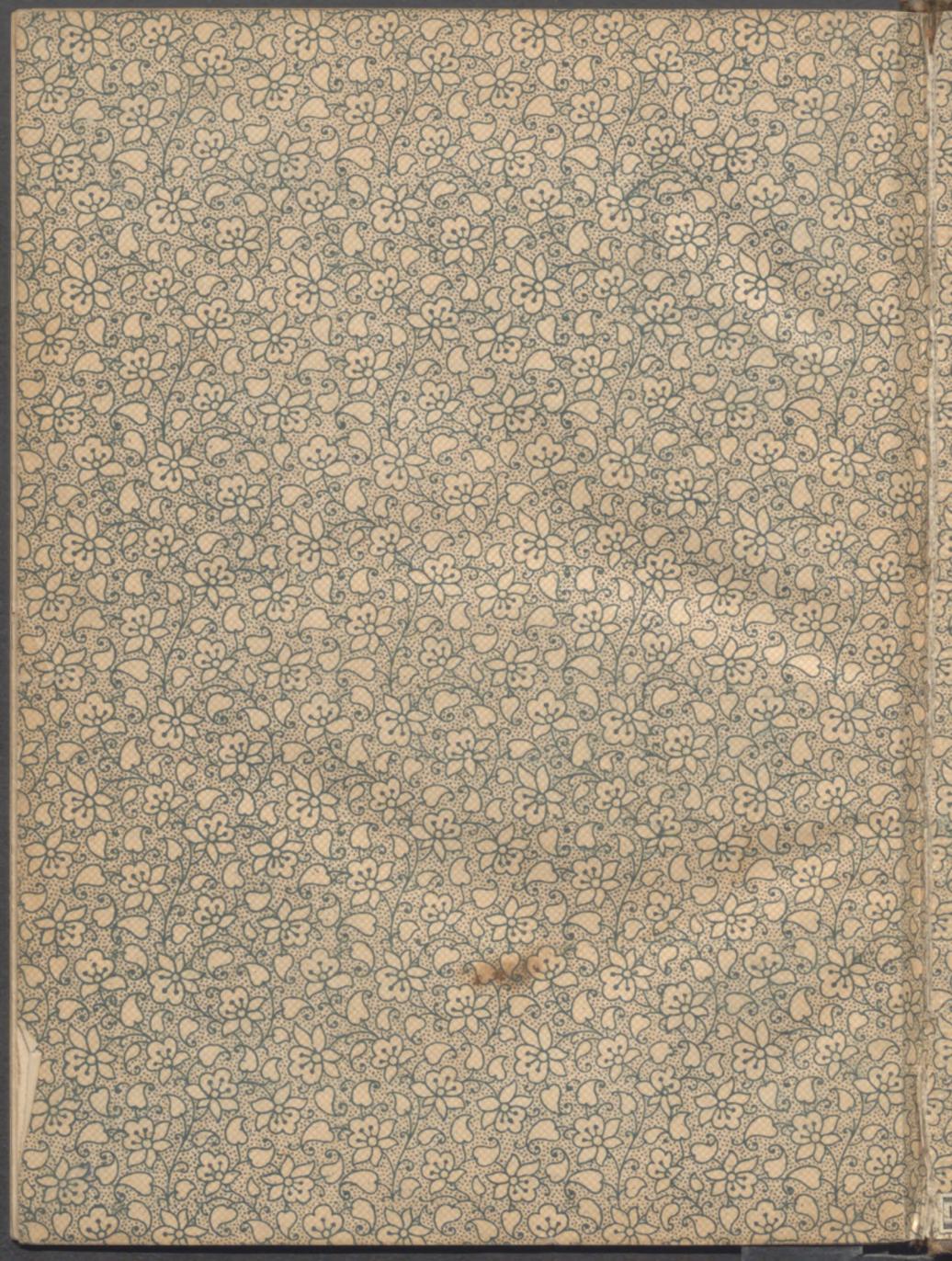
Pfeifer, Ernst, Pastor. Nicolaus Hermann. Der Cantor von Sanct Joachimssthal. Lebensbild eines evangelischen Lehrers aus der Reformationszeit. (88 S.) 8°. M. —75.

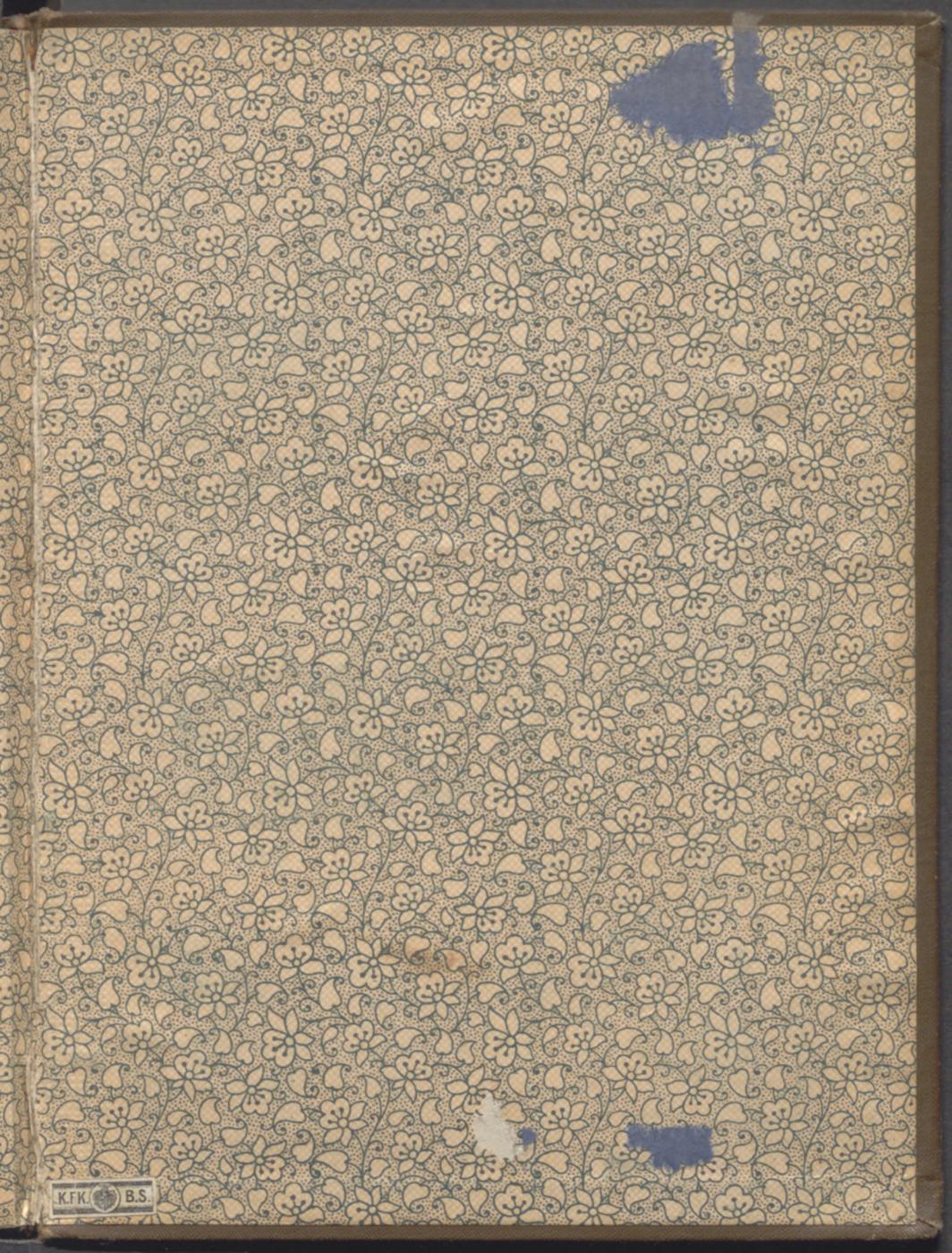
Schloß Naunach. Erzählung von ***. Mit einem Vorwort von Hofprediger D. C. Frommel. (IV und 568 S.) 8°. M. 5.25.

- Schmalenbach, Th., Die Realität der unsichtbaren Welt.** (24 S. 8°. 1878. M. —.40.
- Schwarz, F. W. S., Pfarrer, Eines Kindes Gebet.** Eine Geschichte aus dem jüdischen Leben. Mit e. Vorwort v. Dr. Franz Delitzsch. (VIII und 176 S.) 8°. 1878. M. 2.—.
- Strehle, F., Olympia.** Eine Erzählung aus dem zweiten Jahrhundert. (VIII und 259 S.) 8°. 1874. M. 2.50.
- Wiese, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-R. D. L., Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen.** 2 Bde. 1886. (VI, 346; IV, 224 S.) gr. 8°. M. 9.—.
- **Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen?** Eine Mitgabe an Konfirmierte. 2. Aufl. 1889. (VI, 187 S. mit 1 Holzschnitttafel.) 8°. M. 2.75.
- **Euphrosyne.** Mancherlei Frucht zur Geistesnahrung weiblicher Jugend. 1890. (VI, 316 S.) gr. 8°. M. 4.—.
- **Die Bildung des Willens.** 5. Aufl. 1891. (94 S.) 8°. M. 1.20.
- **Sammlung der Verordnungen und Gesetze für die höheren Schulen in Preußen.** 3. Ausgabe, bearbeitet und bis zum Jahre 1887 fortgeführt von Dir. Prof. Dr. Otto Kübler. 2 Abtheilungen. gr. 8°. M. 17.50.
1. Die Schule. 1886. (XVI, 488 S.) M. 8.50.
2. Das Lehramt und der Lehrer. 1888. (XI, 521 S.) M. 9.—.
- **Der evangelische Religionsunterricht im Lehrplan der höheren Schulen.** Ein pädagogisches Bedenken. 2. verm. Aufl. (128 S.) gr. 8°. 1891. M. 1.60.
- **Zur Geschichte und Bildung der Frauen.** 2 Vorträge. 2. Aufl. (145 S.) 8°. 1873. M. 2.—.
- **Pädagogische Ideale und Protesie.** Ein Votum. 1884. (V, 339 S.) gr. 8°. M. 2.—.









K.F.K. B.S.

Biblioteka Główna UMK



300040569052